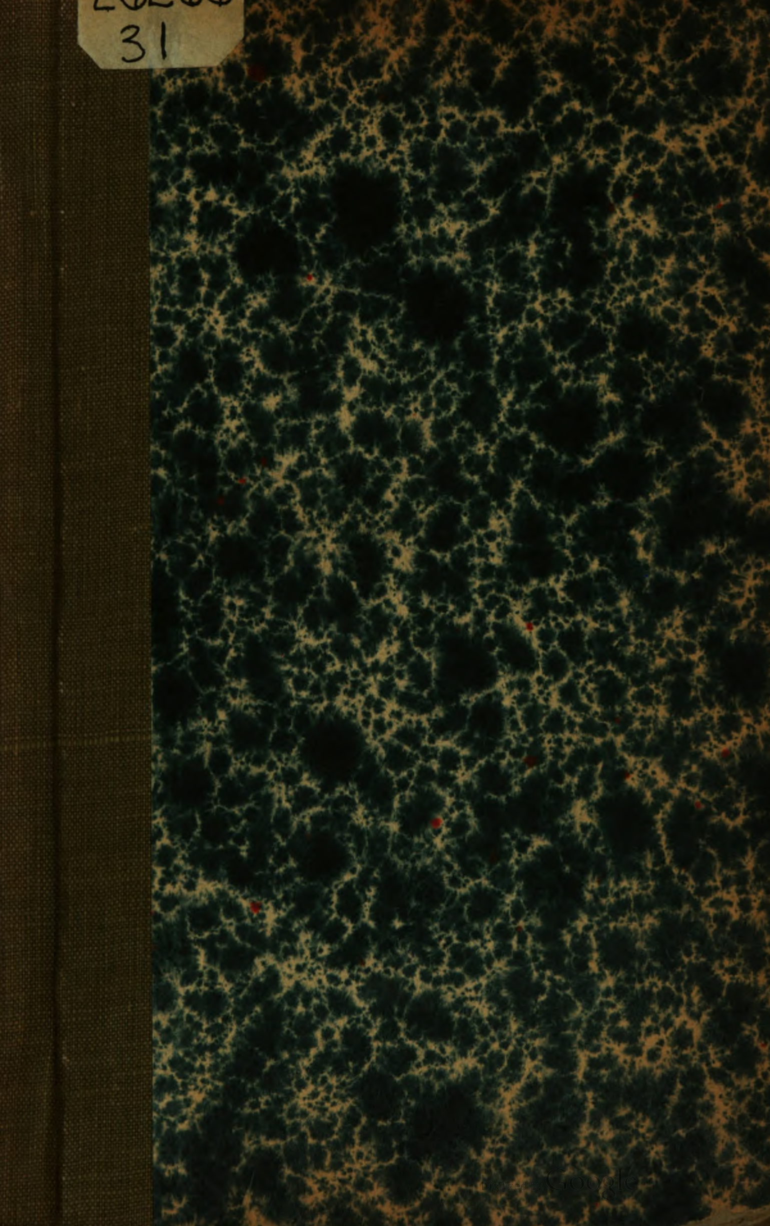



ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE

Seiner Hochwohlgeboren dem Herrn Dr. Rudolf [illegible] zur freundlichen Erinnerung an den Verfasser.

Volkssagen

aus der Bukowina.

Von

Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz.

Czernowitz.
Verlag der k. k. Universitäts-Buchhandlung Heinrich Pardini.
1885.



Volkssagen

aus der Bukowina.

Von

Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz.

Czernowitz.
Verlag der k. k. Universitäts-Buchhandlung Heinrich Pardini.
1885.

Seiner Excellenz

dem Hochwohlgeborenen Herrn k. k. Minister

Felix Freiherrn von Pino-Friedenthal,

Ritter des eisernen Kronenordens I. Classe, Großkreuz des Franz-Josefs-Ordens, Großkreuz des königl. span. O. C. III. und des serb. Tak.-Ordens, Großofficier der französischen Ehrenlegion, Ehrenritter des Johanniterordens, Geheimer Rath, Kämmerer ꝛc. ꝛc.

ehrfurchtsvollst

gewidmet.

Euere Excellenz!

Ich habe eine Anzahl Volkssagen meiner Heimat Bukowina gesammelt, und zwar in der Absicht, die Volksdichtung unserer heimischen Stämme in allen Kreisen der Intelligenz bekannt zu machen. Es ist der erste Versuch in dieser Richtung! Wie Wenige ahnen die Existenz jenes Sagenschatzes, der im Schoße der Bukowinaer Bevölkerung verborgen liegt! Mein Buch erhebt keineswegs den Anspruch, den Gegenstand erschöpft zu haben, denn ich lebe der Anschauung, daß noch viele andere Sagen im Lande vorhanden sein müssen, die theils auf historische Ereignisse älterer Zeit, theils auf Glauben und Aberglauben, auf Sitte und Gebrauch, Gründungen und Ortsbenennungen und sonstige Vorkommnisse und Eigenthümlichkeiten Bezug nehmen. Die Bukowinaer Gebirgswelt, die der ewig thätigen Phantasie des Volkes durch die Wunder ihrer Erscheinungen beständige Nahrung verleiht, dürfte insbesondere das Terrain sein, auf welchem der eifrige Forscher die reichste Ausbeute finden könnte. Es wäre zu wünschen, daß dieser mein erster Versuch Nachahmung fände und daß diesem Zweig der Volksdichtung unserer schönen Heimat immer mehr Rechnung getragen werde.

Die Scheidung der Sage nach ihrem nationalen Ursprung schien mir um so nothwendiger, als es wiederholt vorkommt, daß über einen und denselben Gegenstand Variationen existiren, die nicht immer einem und demselben Volke angehören. Dieser Vorgang schien mir den Stämmen gegenüber ehrlicher und gewissenhafter, da er den Unterschied zwischen Mein und Dein respectirt. Sollte doch bei allen solchen Gelegenheiten der Grundsatz walten: Suum cuique! —

Ich habe mir erlaubt, mein kleines aber bedeutungsvolles Buch Euerer Excellenz zu widmen, nicht blos weil Euerer Excellenz Land und Leute der Bukowina lieb geworden sind, sondern auch darum, weil jeder Bukowinaer ohne Unterschied des Glaubens und der Rasse Dero segensreiches Wirken im Lande mit freudiger Rührung zu würdigen gelernt hat und für Euere Excellenz kein anderes Gefühl in der Brust trägt, als jenes der tiefsten Dankbarkeit, Liebe und Verehrung.

Ein Sohn des Landes, ergreife ich die Gelegenheit, dieser allgemeinen Empfindung Ausdruck zu geben und im Namen aller meiner Compatrioten aus dem fernen Osten des Reiches Euerer Excellenz diesen herzenswarmen Liebesgruß entgegen zu bringen!

Genehmigen Euere Excellenz die Versicherung meiner unbegrenzten Liebe und Verehrung, mit welcher zeichnet

Euerer Excellenz

ehrfurchtsvollst ergebener

Ludwig Adolf Simiginowicz-Staufe,
k. k. Professor.

Czernowitz, am ersten Pfingsttag 1885.

Volkssagen aus der Bukowina.

Der Herzbrunnen.

(Kleinrussisch, romänisch und deutsch.)

In der Gegend von Sereth steht ein Berg, der Ruina heißt, und dies darum, weil einstens auf seinem Rücken ein Schloß stand, von welchem heute nur spärliche Reste der Grundmauern sichtbar sind. Auf diesem Berge befindet sich ein Brunnen, den ein großer, reichlich mit Moos bewachsener Stein deckt. Als die Tartaren die Bukowina überschwemmten und bei Sereth viele Christen einfingen und mordeten, da schnitten sie den Leichen die Herzen heraus und warfen dieselben in diesen Brunnen. Das war das Opfer, das die Tartaren ihren heidnischen Göttern brachten.

Heutzutage befindet sich dort ein Kreuz, das zur Erinnerung an diese Begebenheit an passender Stelle aufgepflanzt wurde.

Das Lämmchen.

(Romänisch.)

Unweit von Woloka stehen auf einsamem Felde drei Kreuze, an die sich nachfolgende Sage knüpft:

Einst kehrten zwei Bauern aus Woloka nach Hause. Es war Nachtzeit und der Himmel stark umwölkt, so daß sie kaum drei Schritte vor sich sehen konnten. Plötzlich vernahmen sie an ihrer

Seite ein Lämmchen meckern, fast so, wie wenn das Lämmchen sie um ihren Schutz angefleht hätte. Die Bauern waren überrascht und Einer derselben hob das liebe Thierchen auf. Nun sprachen sie über das Lämmchen und geriethen bald in Streit, wer bei brüderlicher Theilung des Lämmchens das Fleisch und wer das Fell bekommen sollte? Unter solchem Gespräch kamen sie in die Nähe des Dorfes. Dort entwand sich ihnen plötzlich das Lämmchen. Es sprang auf die Erde, fing an zu lachen und verschwand spurlos unter lautem Gelächter.

Das versunkene Dorf.

(Kleinrussisch.)

In der Nähe von Szypenitz stand vor Alters ein großes schönes Dorf, in welchem stattliche Häuser mit Höfen und Gärten und anderen Herrlichkeiten zu sehen waren. Leider aber waren die Menschen sehr sündhaft und begriffen die Bedeutung der Charwoche so schlecht, daß sie wie an jedem anderen Tage zur Schenke gingen, dort Musik machten und alle üblichen Tänze tanzten. Darüber erzürnte der liebe Gott dermaßen, daß er das ganze Dorf mit Menschen und Vieh in die tiefsten Tiefen der Erde versinken ließ. In der weiten Einsenkung sammelte sich nach und nach so viel Wasser, daß an dieser Stelle sich ein Teich bildete. Man hat oft versucht, seine Tiefe zu messen aber man konnte niemals seinen Grund erreichen.

Trotzdem wird das Dorf einmal zum Vorschein kommen, aber darüber wird sehr viel Zeit vergehen. Der Teich wird Kruhle bolota genannt. Er

wird eintrocknen, wenn einmal zu rechter Zeit die Osterglocken klingen werden.

Die Liebesbirken.

(Kleinrussisch.)

In Schipot befindet sich hart neben der Kirche eine Anhöhe, auf welcher zwei Birken stehen. Die Gebirgsleute erzählen darüber nachfolgende Sage:

Einst verliebte sich ein Jäger in zwei Mädchen, die im Dorfe lebten und Schwestern waren. Weil er beide nicht heiraten konnte, so mußte er auf Eine verzichten. Auf welche? Das war jetzt die Frage! Da aber auch beide Schwestern die Liebe des Jägers in gleicher Leidenschaft erwiederten, so wurde die Sache noch schwieriger. Endlich mußte aber doch ein Ausweg gefunden werden, und die beiden Schwestern kamen überein, sich gegenseitig den Tod zu geben, damit nicht die Eine zu Gunsten der Anderen auf den theuern Mann verzichte. Was sie beschlossen, das führten sie auch aus und sie starben in einer und derselben Stunde. Man begrub sie auf jenem Hügel bei Schipot und pflanzte auf ihrem gemeinsamen Grabe die zwei Liebesbirken, die man auch die Zwillingsbirken nennt.

Adam und Eva.

(Romänisch.)

In der Gegend von Kimpolung, und zwar in Požoritta, erheben sich zwei Berge, vom Volke Adam und Eva genannt, weil sie wie zwei Vermählte neben einander stehen. Der Berg Adam hat

eine buckelähnliche Form, der Berg Eva hat eine kleine Einsattelung, die quer in die Seite fällt. Von diesen beiden Bergen erzählt das Volk:

Als Gott an den Aufenthalt der ersten Menschen dachte, da schuf er hier in diesen Gegenden das Paradies. Adam und Eva waren die Bewohner desselben, man weiß, ihr Glück war vollkommen! Da kam die Sünde in der Gestalt einer Schlange und brachte Beide zum Falle. Darüber erzürnte Gott und entzog ihnen seine Gnade.

Als dies Adam bemerkte, ergrimmte er über Eva, denn diese beschuldigte er, daß sie ihn zur Sünde verlockte. In seinem Grimme ergriff er einen mächtigen Knittel und schlug so erbarmungslos auf Eva, daß er ihr die Wirbelsäule brach. Eva dagegen wehrte sich tapfer, solange sie es vermochte, ergriff einen gewaltigen Stein und warf denselben auf den Rücken Adams. Dieser Stein blieb an Adam haften und bildet jenen Buckel, der noch heutigen Tages an ihm wahrgenommen wird.

Die drei Verbrecher.

(Kleinrussisch.)

In früheren Zeiten soll Wassileu am Dniester eine Stadt gewesen sein, die durch eine stolze Burg geschmückt war. In dieser Burg befanden sich drei Verbrecher, die unablässig Versuche machten, sich aus ihrem Kerker zu befreien. Als alle Befreiungsversuche scheiterten, kamen sie auf den Einfall, sich Flügel aus Holz zu verfertigen und sich Wege durch die Luft zu bahnen, denn sie wußten, daß sie in solcher Höhe kein Mensch werde verfolgen

können. Als die Flügel fertig waren, legten sie dieselben an, benützten einen günstigen Augenblick nnd flogen davon. Aber zwei fielen in den Dniester, der Dritte fiel auf den Berg Stinka, der sich über den Dniester erhebt. Auf jenen Stellen, wo die drei Verbrecher verunglückten, pflanzte man nachträglich drei Kreuze. Von jenen zwei Kreuzen, die im Dniester standen, sieht man heute nur eines, denn das andere brach einmal der Eisstoß, der mit wuchtiger Gewalt Alles niederwarf, was ihm im Wege stand.

Der bestrafte Graf.

(Kleinrussisch.)

In beiläufig südwestlicher Richtung von Zastawna fließt der Abfluß eines Teiches durch ein kleines Thal und mündet in einen zweiten Teich. In der Mitte dieses Abflusses befindet sich eine tiefe Einsenkung, von welcher Nachfolgendes erzählt wird:

In Zastawna blühte ein schönes aber braves Mädchen. Das sah ein Graf, der zufällig des Weges daher kam. Von nun an verfolgte er das Mädchen mit sündhafter Begierde und zwar so, daß das Mädchen vor ihm nirgend sicher war. Einmal ging das Mädchen auf das Feld, um dort zu arbeiten. Da kam der Graf auf prächtigem Reitpferd daher geritten, sprang ab und suchte das Mädchen zum Falle zu bringen. Das Mädchen entwand sich aber mit jugendlicher Kraft seinen Armen, floh und gewann einen bedeutenden Vorsprung. Bis der Graf die Zügel seines Pferdes fassen und aufsitzen konnte, war das Mädchen bereits auf dem Stege, der

über den Abfluß des Teiches nach Zastawna führte. Flugs eilte der Graf herbei und ritt — das Mädchen verfolgend, — durch das Wasser. In diesem Augenblick aber bildete sich jene Einsenkung im Abfluß, die von bedeutender Tiefe gewesen sein soll; der Graf versank in der Flut und kam niemals mehr zum Vorschein.

Das war die Strafe, die der liebe Gott dem sündhaften Grafen sandte.

Kloster Putna.

(Romänisch.)

Der Fürst der Moldau, Stefan der Große, bestand einen unglücklichen Kampf gegen die Türken. Er floh mit seinen Getreuen in jene Waldgegend, in welcher sich heute das Kloster Putna befindet. Dort fand er in verborgener Zelle einen alten Mann, den Einsiedler Daniel. Dieser rieth ihm, den Kampf gegen die Türken wieder aufzunehmen und nannte ihm den Tag, an welchem der Angriff stattfinden sollte. Stefan befolgte den Rath des Einsiedlers, griff die Türken an dem festgesetzten Tag an und gewann einen herrlichen Sieg. Aus Dankbarkeit gegen Gott wünschte er zur Verherrlichung desselben ein Kloster in dieser Gegend zu begründen.

Noch kannte er die Stelle nicht, auf welcher sich das Kloster befinden sollte. Da versammelte er eines Tages viele seiner Getreuen um sich und zog mit diesen an das Ufer des Putnabaches. Hier angelangt, befahl er dreien seiner Krieger, aus der Mitte herauszutreten und jenen Hügel zu erklimmen,

an dessen Fuße die Volksmenge soeben angelangt war. Mit diesen drei Kriegern schoß der Fürst um die Wette. Die Pfeile, die die Bogenschützen Stefans abgesandt hatten, fielen in der Ferne zu Boden nieder, der Pfeil dagegen, den der Fürst abschoß, sauste schwirrend durch die Luft und blieb endlich in einem Baum stecken, wo er zerbrach.

An dieser Stelle wurde das Kloster Putna erbaut, ein weitläufiges Gebäude, in dessen Ringmauern die Zellen der Mönche sich befinden und an deren Schießscharten die Absicht leicht erkannt werden kann, die Möglichkeit einer Vertheidigung zu erzielen. Die Wildniß ist ganz darnach, die das Kloster umgibt, und die drangvolle Zeit auch, in welcher das Kloster entstand (1466). An der Stelle des Baumes, in welchem der Pfeil des Fürsten Stefan stecken blieb, befindet sich der Altar der Klosterkirche; in den Kellerräumen derselben ruht unter anderen Fürsten auch der Gründer des Klosters.

Der Verirrte.

(Romänisch.)

Vor mehreren hundert Jahren breitete sich auf dem Rücken des Berges Ruina bei Sereth ein Wald aus, der sich auch in das Thal hinaus dehnte. Ein Mann aus Sereth kam einst in diesen Wald und verirrte sich in demselben dermaßen, daß er den Ausweg nicht mehr finden konnte. Alles Suchen war vergeblich. So verging ein Jahr nach dem andern, so vergingen sogar zwanzig Jahre. Da der Mann jede Hoffnung verlor, aus diesem Wald herauszukommen, bereitete er sich zum Ster-

ben. Zu diesem Zwecke verfertigte er ein Kreuz aus zwei starken Aesten und pflanzte es in die Erde. Bald darauf starb der Mann. Als nach vielen Jahren Menschen in diesen Wald gedrungen waren, fanden dieselben neben dem Kreuze auch den Leichnam. Dieser war trotz der Länge der Zeit noch wohl erhalten und man erkannte in ihm den Mann aus Sereth.

Das Bild im Brunnen.

(Kleinrussisch.)

An einer Stelle zu Toporoutz befand sich ein Brunnen. Zu diesem kamen zwei Wanderer in der Absicht, sich mit einem Trunk frischen Wassers zu laben, denn sie kamen von weiter Reise und waren nicht blos müde, sondern auch hungerig und durstig. Als sie zur Einfassung des Brunnens traten und nach dem Wasser sahen, da bemerkten sie ein schönes, herrliches Bild, das in hellen Farben ihnen entgegen lachte. Das Bild schwamm auf dem Wasserspiegel und stellte St. Georg dar. Wohl suchten die beiden Wanderer das Bild herauszuheben, aber kaum daß sie sich desselben bemächtigten, entwand es sich rasch und sank in die Tiefe. Darüber waren die Beiden so erstaunt, daß sie zum Priester des Dorfes gingen und diesem die Begebenheit erzählten. Der Priester nahm den Küster mit sich, ging mit den Wanderern zum Brunnen, las aus dem großen Evangeliumbuche und betete dreimal laut und vernehmlich. Das hatte die beste Wirkung, denn das Bild verließ seinen Versteck und tauchte dem Wasserspiegel auf. Der Küster nahm nun

das Bild heraus, und der Priester beschloß, an dieser Stelle eine Capelle zu erbauen. Diese steht noch heute, umgeben von schlanken Pappeln, ein Asyl für fromme Menschen.

Die Gegend, in der die Capelle steht, heißt Studineafka. Am Tage des heiligen Georg findet dort jedes Jahr ein großes Kirchweihefest (Chram) statt.

Die Pretiosen.

(Kleinrussisch und romänisch.)

Wenn der Fall eintritt, daß der Bach bei Danilla im Sommer austrocknet, dann finden die Einwohner des Dorfes Schmuckgegenstände in allen Größen und Werthen. Diese Pretiosen rühren vornehmlich von einem Raube her, der an einer Kirche stattgefunden hat; der Einbrecher konnte den Schatz nicht bergen und warf ihn in den Bach.

Der Türkenberg.

(Deutsch, romänisch und kleinrussisch)

Als die Türken gegen Sereth zogen, um dieses zu erobern, da bedurften sie einer Anhöhe, um nicht nur ihre Kanonen dort aufzupflanzen, sondern auch ihre Zelte aufzuschlagen. Von da aus konnten sie ihre Raub- und Streifzüge bequem unternehmen. Weil aber dieser Berg nicht vorhanden war, so wußten sie sich dadurch zu helfen, daß sie ihre Fesse und Turbane haufenweise übereinander warfen. In dieses Material mengten sie noch Lehm und Sand, Stein und Geröll und der Berg war fertig. Heute finden wir nur wenige Spuren von

ihm, aber wenn man in diesen Spuren gräbt, so findet man gewöhnlich türkische und armenische Münzen, Waffen, Eisengeschirre, Knochen und dergleichen Dinge. Allerdings fand man früher solcher Gegenstände mehr als heute, aber man darf es sich nicht verdrießen lassen; auch heute bewährt sich das alte Sprichwort: wer sucht, der findet!

Die Grube bei Borouß.

(Kleinrussisch.)

Im Osten des Dorfes Borouß befindet sich eine Grube; in diese mündet ein Gang, der in ein steinernes Gemach führt. In demselben befinden sich Gegenstände, die aus Stein gehauen sind, so beispielsweise eine Bettstätte, ein Tisch, ein Sessel, ein Pult, ꝛc. Wenn man um Mitternacht an dieser Grube vorüber geht, so sieht man aus ihr mächtige Feuergarben hervortreten.

Man will wissen, daß dieses steinerne Gemach einem reichen Grundwirthe aus Borouß gehörte und von diesem zu einer Zeit bewohnt war, da er sich vor den räuberischen Türken flüchten mußte.

Bruder und Schwester.

(Kleinrussisch.)

Auf dem Kliwodiner Felde im Bezirk Koßman wird dem Wanderer nahe an der Fahrstraße eine tiefe Erdsenke auffällig. Von dieser wird Nachfolgendes erzählt:

Ein Insaße des nahen Dorfes wollte sich vermählen. Da er aber entschlossen war, nur ein solches

Mädchen zu heiraten, das mindestens so schön sein mußte, wie es seine wunderschöne Schwester war, so verschob er die Heirat. Nach einem Jahre aber faßte er den Entschluß, in die weite Welt zu gehen: vielleicht würde ihm das Glück hold sein und ihm eine gleich wunderschöne Braut zuführen. Aber auch dort fand er sie nicht, wie er sie wünschte und er kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Weil er indessen um jeden Preis ein schönes Weib haben wollte, so entschloß er sich, um seine eigene Schwester zu freien. Diese nahm die Werbung an, aber in dem Augenblick, als die Brautleute und die Hochzeitsgäste in der Kirche sich befanden, da begann der Boden unter ihren Füßen zu wanken, die Kirche sank ein und die Erde verschlang den ganzen Hochzeitszug. Seit dieser Zeit befindet sich dort jene tiefe Erdsenke und man will wissen, daß Jahr für Jahr an diesem verhängnißvollen Trauungstage Musik und Geisterspuk während der ganzen Nacht dort vernommen wird.

Die Räuberhöhle.

(Romänisch)

In der Nachbarschaft von Iswor alb in Kimpolung befindet sich eine Höhle, in welcher einstens eine mächtige Räuberbande hauste. Diese häufte dort Schätze über Schätze, die sich jedes Jahr mehrten. Als die Räuber ausgestorben waren, übernahm es ein großer Adler, die Schätze zu überwachen. Davon hörte ein Jüngling und dieser beschloß, den Adler zu tödten. Nach schwerem Kampfe gelang ihm das; er erschlug den Adler, bemäch-

tigte sich der Schätze und verbarg dieselben an zehn verschiedenen Orten. Plötzlich starb aber der Jüngling, und die Leute erzählen, daß seither nachtnächtlich an vielen Stellen Iswor's Feuer aus der Erde ströme.

Gib Acht!

(Romänisch und kleinrussisch)

Die Gegend, in welcher die Fahrstraße von Sereth nach Graniczestie führt, wird Horaica genannt. Die Fahrstraße läuft schnurgerade über mehrere bedeutende Hügeln, an deren Füßen sich kleine Ortschaften ausbreiten. In früheren Zeiten war die Horaica ihrer Unsicherheit wegen sehr berüchtigt, und noch heute schwirrt namentlich dem Nachtreisenden der Ruf in's Ohr: „Gib Acht!"

Ob dieser Ruf den Lippen eines Menschen entfließt, oder ob er der Ruf der Nachteule ist, das weiß keine Seele zu sagen!

Die drei Hügeln.

(Romänisch.)

Im Walde nahe bei Woloka befinden sich drei Hügeln, und zwar in jenem Waldtheil, der Moczera genannt wird. Das Volk behauptet, daß diese drei Hügeln dem Teufel gehören; auch, daß derjenige allsogleich sehr viel Geld erhält, der es wagt: erstens um Mitternacht dahin zu gehen und zweitens seine Seele dem Teufel zu verschreiben. Freilich weiß man, daß einmal ein Mann dahin ging, aber man weiß auch, daß dieser Mann nicht mehr zurückkehrte. Man hat den Mann in der Moczera todt aufgefunden.

Der Steinberg bei Kaczyka.

(Romänisch, deutsch und kleinrussisch.)

Die Fahrstraße von Kaczyka nach Gurahumora führt entschieden bergauf. Endlich gelangt man zu einem Kreuz, das so ziemlich die Mitte des Weges anzeigt, der die genannten beiden Orte miteinander verbindet. Hier erhebt sich ein Berg, der Koncoja oder Steinberg genannt wird und von dem man zu behaupten pflegt, daß das Salzbergwerk von Kaczyka sich bis hierher ausdehnt. Vor Alters lebten hier Riesen, die nach mehrfachem Frevel sich die Ungnade Gottes zuzogen. Zur Strafe wurden sie in diesen Berg verwandelt; sein Name Koncoja rührt von ihrem Anführer her. Trotzdem daß die Riesen lange nicht mehr am Leben sind, sieht und hört man sie doch jede Nacht einzeln für sich, sobald der Hammer zwölf Uhr schlägt. Man sieht Riesengestalten, die sich gegenseitig bekämpfen, man hört Stimmen, die wirr durcheinander tönen. Die Stimmen schreien Mord und Todtschlag, die Waffen klingen Stein und Eisen. Darauf erscheinen auch Geister, luftige und lustige Gestalten, manchmal auch schreckhafte und entsetzliche, denn so will es der Geisterspuk. Nicht jeder Reisende sieht und hört den Spektakel, aber Viele erzählen, daß sie ihn gesehen und gehört haben!

Der Steinberg schwindet — ohne daß man so recht die Ursache kennt, — jedes Jahr mehr und mehr.

Unter der Steinplatte.

(Kleinrussich, romänisch und deutsch.)

Am südlichen Fuß des Zuczkaberges bei Czernowitz befindet sich eine Steinplatte, von der man

nicht weiß, wie sie hierher gekommen. Unter dieser soll sich Geld noch aus der Türkenzeit vorfinden, was allerdings sehr glaublich ist, denn jeder Mensch, der Barvermögen besaß, vergrub dasselbe, sobald er es vor plündernden Feinden sichern wollte. — Eines Nachts brach aus dem Erdboden ohne alle sichtbare Veranlassung Feuer aus, ein Zeichen, das jeder Schatzgräber besser kennt als von allen Lehren der Weisheit auch nur Eine! Weil jenes Zeichen längere Zeit sich wiederholte, versuchte ein Förstersohn, den Schatz zu heben. Aber o wehe! Kaum daß er einige Spatenstiche in das Erdreich gethan, da sauste und brauste es so wild um ihn her, „wie wenn Feuer mit Wasser sich mengte!“ Er mußte mit dem Graben bald aufhören, denn ihm ward beiläufig so zu Muthe, wie wenn er sein letztes Stündlein schlagen hören und er dem „Schwarzen“ verfallen sollte.

Glücklicher war ein Waldheger, denn dieser grub nur scherzweise und zwar am nördlichen Fuße des Zuczkaberges eine kleine Grube, die er die Spukgrube nannte. Es bedurfte blos einiger Spatenstiche und er stieß auf einen großen eisernen Kessel, der bis an den Rand mit Kupfer- und Silbermünzen angefüllt war.

Es gab wohl Manche, die dasselbe thaten, aber sie fanden nur das, was sie nicht finden wollten!

Der Graf.

(Romänisch, kleinrussisch, deutsch, polnisch.)

Die mächtigste Bodenanschwellung im Gebiet der Wasserscheide zwischen Pruth und Sereth ist

der Berg Cäcina, nordwestlich von Czernowitz gelegen. Kahl auf der Ostseite und kahl am Gipfel, deckt ihn ringsum die weite Waldung jenes Kleingebirges, das im Thal des unteren Czeremosch beginnt und sich im weiten wellenförmigen Bogen bis zur moldauischen Grenze bei Franzthal fortsetzt. Hier hat einstens eine Burg gestanden, Trümmerwerke von Mauern wollen dies beweisen. Wer sie erbaut hat, oder von welchem Volke ihre Erbauung ausging, das läßt sich heute nicht feststellen. Man ist geneigt, ihre Entstehung in jene Zeit zu verlegen, da die Dazier, später die Römer hier geherrscht haben. Seit jener Zeit sind viele Jahrhunderte abgerollt! Traurig blickt das Steinwerk in das Thal hernieder; es gehörte einstens zu einem großen, schönen Ganzen. Könnte die Trümmerwelt sprechen, von wie viel Herrlichkeit und Glanz, von wie viel Freude, und Leid, von Wonne und Schmerz würde sie zu erzählen vermögen!

Der Stein ist todt und kalt, aber um so wärmer das Herz, um so lauter und beredter die Lippe des Menschen. Die Volkssage hat sich in mannigfacher Weise der Ruinen bemächtigt. Sie erzählt:

In altersgrauen Zeiten stand hier eine mächtige Burg, die ein gewaltiger Graf bewohnte. Frühe hatte er seine geliebte Gattin verloren, doch ein Sohn war ihm aus der Ehe erwachsen, der sein einziges Gut auf Erden war, und dem er darum auch alle Liebe und Sorge schenkte. Leider griff der Tod zum zweiten Male in sein Glück ein; häufig genug blickte des Grafen Auge thränenschwer in die weiten Thäler, wenn er seines einzigen todten Kindes gedachte.

Von einer Freude jubelte der Grafensohn rasch zur zweiten. Die laute Jagd, das schmucke Roß, der betäubende Wein, das sinnverwirrende Kartenspiel, alle diese Dinge waren die Gegenstände seiner Wünsche. Zuletzt kam das Weib! Er sah es niemals so unsäglich schön und begehrlich wie draußen im weiten Waldthale, angetraut einem armen Jäger, dessen bescheidenes Haus sich mitten in endloser Waldeseinsamkeit erhob und seine Welt bildete.

Der Grafensohn hatte das schöne Weib gesehen und sündige Liebe entbrannte in seinem Herzen. Er mußte das Weib besitzen und koste es was es wolle! Um sich diese Möglichkeit zu schaffen, befahl er dem Jäger, das Waldthal zu verlassen und hinauf in die Burg zu gehen, um dort dem Burgherrn Dienste zu verrichten; das Weib müsse indessen daheim bleiben. Wohl wußte der Jäger, was der Grafensohn im Schilde führe, aber er wußte auch, wie felsenfest die Treue seines Weibes sei. Der Jäger gehorchte; er zog in die Burg und erhielt dort Dienste. Aber wie schön und herrlich das obere Waldrevier auch sein mochte, so freute es ihn doch nicht, denn bald erwachte unbesiegbare Sehnsucht nach dem geliebten Weibe in seiner Brust, bis diese in ihm den Entschluß reifte, das Gebot des Herrn zu mißachten und sein stilles Waldhaus zu betreten. Die helle Mondnacht lud dazu ein. Bald winkte ihm der helle Lichtglanz aus der langentbehrten Wohnung entgegen, geräuschlos näherte er sich derselben und horchte. Er hörte den Grafensohn in seiner Stube, er vernahm sein Drängen und das muthige Widerstreben seines Weibes. Da erwachte

der ganze Ingrimm seiner Seele; er stürzte in die Stube und das edelste Wild, das jemals seinem Pfeile zum Opfer gefallen war, lag im nächsten Augenblick todt zu seinen Füßen.

Schwerer Jammer erfaßte das Herz des alten Grafen, als die Kunde von der Schauerthat in das Schloß drang. Seine einzige Freude im Leben und die Hoffnung seines Alters lag auf der Bahre! Im wilden Rachegefühl schwor er Tod und Verderben beiden Urhebern solchen namenlosen Unglücks. Schon in den nächsten Stunden mußten sie das Schloß betreten und ihr Urtheil vernehmen. Das edle, keusche Weibe sollte den Knechten zum schimpflichen Gebrauch dienen, den Jäger aber das Beil des Henkers treffen. Was indessen der erste Augenblick an Schrecklichem ersonnen, milderte der zweite. Der Graf änderte das Urtheil und machte das Schicksal des schönen Weibes von jenem Erfolg abhängig, den der Jäger gewinnen würde. Diesem befahl er nämlich, in das Burgverließ zu dringen und dieses auszuforschen. Wußte doch der Graf, daß noch keinem menschlichen Wesen es gelungen, aus dem Burgverließ an das Tageslicht wieder zurückzukehren.

Nach langen qualvollen Mühen war der Jäger in's Burgverließ gelangt, aber er fand von all' dem gar nichts, was er dort zu finden sich vorgestellt hatte. Im Gegentheil! Ein Meer von Licht und Duft floß ihm entgegen, hohe Wände mit Gold und anderem Gepränge seltsam geschmückt, umgaben ihn plötzlich; in der Mitte des Prachtsaales saß auf hohem Throne ein finsterer Greis mit silberweißen Locken und langem, weißen Barthaar; um

ihn her knieten kleine putzige Männlein, die in graue Gewänder gekleidet waren und freundlich drein blickten, als sie des Jägers ansichtig wurden. Der Jäger erschrack vor solchem Glanz und solchem Prunk, aber noch mehr, als er den Greis grollend blicken sah und gewitterhaft sprechen hörte: „Was willst Du, Fremdling? Treibt auch Dich die Gier nach meinen Schätzen in diese unterirdische Welt!"

„Nein, nicht die Gier nach Deinen Schätzen, gewaltiger Berggeist, hat mich hierher getrieben, wohl aber der Wunsch, Alles zu thun, um mein Weib vor Schmach und Schande zu retten!" So ließ sich der Jäger vernehmen und er begann nun zu erzählen, welch' namenloses Unglück ihn betroffen. Da zog der Greis die Stirn in krause Falten und sprach: „Der da oben weilt, der Herr des Schlosses, sehe zu daß ihn nicht schwerere Strafe treffe! Hier, Fremdling, reich' Deinem Grafen dies Geschenk und erzähle ihm, was Dein Auge hier gesehen!" Nach diesen Worten sauste ein Windstoß daher, der Glanz der Kerzen und Lampen erlosch mit tosendem Donnergekrach versank die unterirdische Burg und mit unsichtbarer Hand fühlte sich der Jäger wieder an das Tageslicht gehoben. Nur kurze Zeit verrann und der Jäger stand abermals vor dem Grafen. Dieser blickte ihn staunend an, etwa wie Einen, der zurückkehrt, nachdem man ihn zu Grabe getragen.

Hier erzählte der Jäger, was er in den unterirdischen Räumen gesehen und zog schließlich das Geschenk hervor, das der Berggeist dem Grafen gesandt hatte. Es war ein kostbarer Ring aus Gold und Edelstein. Aber wie erschrack der Graf

über dieses Streiflein Gold! Er erkannte es als dasjenige, welches seine geliebte Gattin im Augenblick ihres Absterbens am Finger hatte. „Laß mir den Ehering!“ hatte sie sterbend geflüstert; er sei das Band, das uns auch fortan vereinigen soll! Ich will ihn Dir senden aus der Nacht meines Grabes dann, wenn aus einer That des Frevels Dir Unheil erwächst; ich will Dich warnen und mahnen, das Du das wieder gut machst, was Du verdorben, bevor die Strafe des Himmels Dich trifft und Dich für ewige Zeiten vernichtet!“ Das hatte sie gesagt — und hauchte ihre Seele aus.

Lange starrte der Graf das Ringlein an. Ihm war, als vernehme er die Stimme der geliebten Todten, als blitzte ihm aus dem goldenen Schein ihr holdes theueres Auge entgegen. Unnennbare Wehmuth füllte seine Brust und mit thränenfeuchten Blicken sprach er zum Jäger:

„Es ist Dir gelungen, mein Herz zu besiegen! Nimm hin Dein Weib und zieh' von dannen. Vergesset Beide den Frevel meines Sohnes und betet für ihn und für mich!“ —

Mann und Weib zogen von dannen und erreichten glücklich ihr altes Heim. Ihr Glück war unaussprechlich; kein Tag verstrich, ohne daß sie der wunderbaren Fäden des Geschickes gedachten. Längst ist das einsame Jägerhaus nicht mehr, aber auch die stolze Burg auf dem Gipfel des Berges ist verschwunden. Schlingpflanzen und wildes Kraut überwuchern das zerbröckelte Gestein, das von Jahr zu Jahr immer mehr dem Gerölle sich vermält und dem Auge entschwindet. Nur arme Hirtenknaben lagern auf der sagenreichen Stelle und sehen

mit Wohlgefallen drein, wenn im gemsenartigen Sprunge von einem Steinblock zum andern sich Schaf und Ziege überbieten.

Die drei Richter.

(Kleinrussisch.)

Bei Horodenka erhebt sich ein Hügel, den reichliches Gebüsch deckt. In dem genannten Dorfe gab es vor alter Zeit drei Richter, die nicht nur sehr reich, sondern auch sehr grausam waren, so daß das Volk vielfach Grund hatte, sie zu verfluchen. Der Fluch ging auch in Erfüllung, denn die drei Richter hatten im Grabe ihre Ruhe nicht gefunden. Allnächtlich sah man sie durch das Dorf gespenstisch schreiten und sich auf jenen Hügel lagern. Dort saßen sie um ein großes Feuer, rauchten aus kleinen gebogenen Pfeifen und schürrten mit eisernen Feuerlöffeln die Kohlen. Einst verirrte sich auf seinem Nachtgange ein Jüngling dahin. Als er der drei Männer ansichtig ward, grüßte er bescheiden und bat, sie möchten es ihm nicht übel nehmen, wenn er sich erlaube, einige Minuten in ihrer Mitte zu verweilen. Die drei Männer waren dessen zufrieden, luden den Jüngling ein, sich am Feuer zu wärmen und forderten ihn auf, ihnen seinen Hut zu reichen. Diesen füllten sie mit glühenden Kohlen, aber das Geräusch, das diese Kohlen thaten, hatte einen so sonderbaren metallischen Klang, wie blanke Silbergulden oder Rubeln. Der Jüngling ließ sich dies gefallen, grüßte und verließ den Hügel. Sein Gang war nach Horodenka gerichtet, aber bevor er seine kleine Hütte betrat, sprach er in die Schänke ein und forschte

nach den Kohlen. Er traute seinen Augen kaum, als er jetzt die Menge des Silbergeldes wahrnahm. Alles hatte neue Prägung; es waren lauter Rubeln, wie wenn sie erst jetzt die Münzstätte verlassen hätten. Voller Freuden erzählte der Jüngling das ganze Ereigniß dem Schankjuden. Dieser kam, besah und prüfte das Geld gleich einem Münzwardein und beschloß in seinem Herzen, gleich morgen die drei Richter zu besuchen. Er konnte die Mitternacht kaum erwarten. Endlich schlug der Hammer die zwölfte Stunde und der Schankjude stieg den Hügel hinan. Auch er fand um das Feuer die drei Richter versammelt, aber als er Kohlen von ihnen verlangte, erhoben sie ein lautes Gelächter und sprachen: „Eile, eile Mortko nach Hause, denn dort findest Du der Kohlen genug!“ Traurig verließ der Jude die Stelle und eilte nach Hause. Aber Himmel, Herrgott! Wie fand er sein Haus? — Es brannte lichterloh und konnte gar nicht gelöscht werden.

Die Sperlinge.

(Kleinrussisch.)

Bei Kotzman befindet sich eine Brücke. Am Feiertage St. Stoupnik versammeln sich unter derselben Sperlinge aus allen Himmelsgegenden, so daß die dichte Schaar Köpfchen an Köpfchen zeigt. Nun kommt der Teufel, der ein gewaltiges Hohlmaß mit sich bringt. In dieses Hohlmaß wirft er alle Sperlinge hinein und stellt so ihre Menge fest. Hat er die Menge in dieser Weise gemessen, dann behält er einen Theil der Sperlinge für sich zurück, zwei Theile dagegen jagt er wieder davon. Das geht so jedes Jahr.

Die Prophezeiung.

(Romänisch.)

Der Fürst der Moldau Stefan Tomscha hatte das Gelübde gethan, jeden Sieg über bewaffnete Feinde durch die Gründung einer Kirche oder eines Klosters zu verewigen. Als er wieder einmal aus einem harten Kampfe als Sieger hervorgegangen war, beeilte er sich, in Solka ein Kloster zu erbauen. Nachdem dasselbe fix und fertig geworden war, schritt er zur Weihe und lud Priester und Mönche zu diesem Zwecke nach Solka ein. Unter diesen befand sich auch der Mönch Anastasius Krimka*), der mehrere Jahre vorher das Kloster Dragomirna erbaut hatte. Nach der Kirchenweihe fand ein festliches Mal statt, bei welcher Gelegenheit der Fürst Alles ersann, um dem genannten Mönch den Bissen sauer zu machen. Unter anderem sagte er dem Mönch: „Aus Deiner Kirche wird ein Wirthshaus werden!“ Das verdroß den Mönch allerdings, aber dieser verbiß den Groll und that so, wie wenn er die verletzenden Worte gar nicht gehört hätte. Aber der Fürst fuhr fort, den Mönch zu beleidigen und wiederholte beharrlich: „Aus Deiner Kirche wird ein Wirthshaus werden!“ — „Ich höre“, antwortete endlich der Mönch mit erzwungener Ruhe, „doch glaube ich an das Gegentheil. Deine Kirche wird ein Wirthshaus, nicht die meine, denn Deine Kirche ist ein Werk der Selbstsucht und Prahlerei, meine dagegen ein Werk der

---

*) Wohl gleichbedeutend mit dem Metropoliten der Moldau Anastasius Krimka, der das Kloster Dragomirna im Jahre 1602 erbaut hat.

Frömmigkeit und christlichen Anbetung!" — Bald bedauerte der Mönch seinen Eifer, denn er nahm wahr, daß der Fürst nichts Gutes gegen ihn im Plane habe. Um seine Nähe ferners zu meiden, ließ er die Kutsche vorfahren und begab sich eilig nach Dragomirna. Aber der Fürst, der dies bemerkte, eilte ihm im Fluge nach und holte ihn in der Mitte jenes Weges ein, der Solka und Arbore mit einander verbindet. Noch heute erhebt sich dort ein mehrarmiges Kreuz an der Seite des Abzugsgrabens. Der Fürst befahl zu halten, sprang vom Wagen und versetzte dem Mönch mehrere so wuchtige Hiebe auf den Kopf, daß dieser besinnungslos zusammenbrach und wie todt in der Kutsche lag. So kam er in Dragomirna an, und weil er die Weihe seines Klosters lange versäumt hatte, ließ er diese rasch vornehmen. Nach der Weihe dankte er Gott mit thränenfeuchten Blicken für die Gnade, daß er ihn diesen feierlichen Act habe erleben lassen und bereitete sich zum Tode vor. Er starb auch in der That kurze Zeit darauf. Sein schönes Werk, das Kloster zu Dragomirna, dient noch heute seinem geistlichen Zwecke und steht nach wie vor in Ehren und Ansehen, indeß ein Theil jenes Klosters, das Fürst Stefan Tomscha zu Solka begründete, die Prophezeiung zur Wahrheit werden ließ, denn es ist längst ein Wirthshaus geworden.

Fürstenthal.

(Deutsch.)

Noch vor etwa hundert Jahren war von der freundlichen Glashütte Fürstenthal keine Spur zu

sehen. Es heißt: eine Fürstin habe in einem fernen Lande mit geringer Macht gegen einen auswärtigen Feind gekämpft. Nachdem ihre Truppen besiegt worden waren, sah sie sich genöthigt, ihr Land zu verlassen. Ihre Dienerschaft fand keinen geeigneteren Ort zu ihrem Asyl, als die dichte Waldung im Süden der Bukowina. Hier wurde der Fürstin ein Haus gebaut, das sie bis zu ihrem Tod bewohnte. Nach und nach siedelten sich auch andere Familien hier an und so entstand Fürstenthal.

Das versunkene Gespann.

(Kleinrussisch.)

Oestlich von Mamajestie fließt ein Bach. Eines Tages fuhr durch diesen Bach ein reicher Herr in einem schönen theuern Wagen, dem vier weiße Pferde vorgespannt waren. Der Bach war durch Regengüsse stark angeschwollen und reißend geworden. Kaum daß sich der Herr in das Wasser wagte, wurde er von den Fluten fortgerissen und ertrank mit Kutscher und Pferden.

Zur Zeit des Neumondes vernimmt man an derselben Stelle genau um Mitternacht wildes Geschrei und Lärm. Die vier weißen Pferde tauchen sammt der eleganten Kutsche aus dem Wasser, der Herr befiehlt und der Kutscher kutschirt. Wohl gelingt es dem Kutscher, das jenseitige Ufer zu erreichen, aber in diesem Augenblick krähen die Hähne im Dorfe Mamajestie und der alte Specktakel beginnt aufs neue. Der Bach schwillt an und erreicht mit seinen übermächtigen Fluten das schöne Gespann, und ehe man drei zählt, ist das Gespann

wieder eine Beute des Baches. Das geschieht unter derartigem Getöse, daß Einem das Hören und Sehen vergeht.

Der Schutzengel.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Vor langer Zeit war das heutige große Dorf Millischeutz noch sehr klein, seine Einwohnerzahl sehr gering. Als die Türken nach der Bukowina zogen, da belagerten sie das Dorf. Aber die Einwohner von Millischeutz ließen den Muth nicht sinken, scharten sich um ihren Anführer Demeter und vertheidigten ihr Dorf mit aller Macht. Weil aber die Türken mit immer neuen Kräften kamen, so erlahmte endlich doch der Widerstand der wenigen Vertheidiger. In solcher Noth konnte Gott allein helfen. Demeter flehte ihn um seinen Schutz an und siehe da, ein Mann von hoher Gestalt und übermenschlicher Kraft stand plötzlich mitten unter den Vertheidigern. In der einen Hand trug er einen Feuerbesen, in der anderen ein breites, zweischneidiges Schwert. Jedes Wort, das der Mann sprach, belebte den Muth der Menschen derart, daß der Kampf gegen die Türken neuerdings unternommen wurde. Schon in den nächsten Minuten war das Dorf von den Türken gesäubert und die Türken total geschlagen. Der Sieger war ein Engel, den Gott selbst nach Millischeutz gesandt hatte.

Nachdem die Türkengefahr beseitigt war, brachten die Vertheidiger von Millischeutz allerlei Baumaterial zusammen und bauten an jener Stelle,

an welcher ihr Anführer Demeter den lieben Herrgott knieend um seinen mächtigen Schutz anflehte, eine schöne Kirche, die noch heutigen Tages steht und nicht anders als die Kirche des heiligen Demeter genannt wird.

An Kirchweihetagen wird Millischeutz von auswärts stark besucht und gedenkt man gern bei solchen Gelegenheiten des Anführers Demeter.

Schlechter Lohn.

(Kleinrussisch.)

In Petroutz, das vormals dem Grafen Koziebrocki angehörte, hatte ein späterer Besitzer im Testament verordnet, daß sein Leichnam nicht in geweihter Erde, sondern auf einem Hügel beerdigt werde, der unweit seines herrschaftlichen Hauses sich erhob. Seiner letztwilligen Anordnung ward entsprochen, man begrub den Mann auf dem Hügel und pflanzte ihm mehrere Bäume um das Grab herum. Indessen zeigte es sich bald, daß der Mann keine Ruhe im Grabe fand, denn allnächtlich sah man ihn seiner Gruft entsteigen, sich auf ein weißes Roß setzen, eine Trompete zu den Lippen führen und um das ganze weite Dorf reiten. Unheimlich tönte durch die Stille der Nacht der Ruf der Trompete und das Getrab des Pferdes. Am St. Georgstage besuchte der Mann sogar den herrschaftlichen Hof. Wenn das geschah, so bat er die Wächter, daß sie die Tannen von seinem Grab entfernten, denn so lange dieselben sich dort befinden würden, werde er niemals zur Ruhe gelangen. Die Wächter zögerten, bis sich endlich einer ent-

schloß, diesem Wunsche zu entsprechen. Aber kaum hatte er die Axt an einen Stamm gelegt, da verkrummte sein Arm und verdrehte sich sein Kopf dermaßen, daß sein Gesicht fortan nicht mehr über der Brust, sondern über dem Rücken sich befand. Damit endete aber auch der ganze Geisterspuk.

Der graue Hund.

(Romänisch.)

Im Südosten von Suczawa erhebt sich ein Berg, an dessen Fuße zwei Fahrstraßen, hier nach Bossancze, dort nach Ipotestie führen. Die Leute kürzen die Entfernung dadurch, daß sie mitten über den Berg gehen. Sie haben es freilich etwas unbequemer; aber sparen an Schritten; — wenigstens bilden sie sich es so ein!

Gingen diesen Fußsteig mehrere Menschen auf einmal, dann blieben sie unangefochten, war dagegen besonders zur Nachtzeit ein einzelner Wanderer auf demselben, dann begegnete ihm jedesmal ein großer grauer Hund, der ihn unheimlich anblickte und ihn lachend verfolgte. Die Stimme glich ganz dem heiseren Gelächter eines betrunkenen Menschen.

Man witterte bald heraus, daß dies nur ein Aeffen des Teufels wäre, weshalb man auf der erhabensten Stelle des Berges ein mehrarmiges Kreuz aufpflanzte. Seit dieser Zeit unterblieb der unheimliche Spuk, der graue Hund zeigt sich nicht mehr und die kahle Stelle hat ihre frühere Oede verloren.

Am Osterſonntag.

(Kleinruſſiſch.)

Ein Bauer, der täglich ein gewiſſes Stück Feld beackerte, wollte in Erfahrung bringen, um wie viel mehr er am Osterſonntag ackern werde können, als an einem anderen Tage, denn im Kleinruſſiſchen heißt der erſte Oſtertag Wełykdeń, d. h. langer Tag. Auf Grund deſſen ſpannte er ſeine vier Ochſen vor den Pflug und lenkte ſie zum Dorfe hinaus. Auf dem Felde angekommen, ſchritt er ungeſäumt zur Arbeit; er und ſeine Thiere arbeiteten derart, daß bald ein mächtiges Stück des Ackerfeldes aufgefurcht dalag. Denn immer ertönte der Ruf: „Heißa hej“, und zu dieſem Rufen geſellten ſich Peitſchenhiebe ohne Zahl. Aber plötzlich öffnete ſich die Erde und verſchlang den Landmann ſammt ſeinen vier Ochſen.

Es iſt wohl lange her, ſeit Dieſes geſchehen, und dennoch hört man noch heute in dieſer Gegend knallende Peitſchenhiebe und den monotonen Ruf: „Heißa hej!“ —

Die Johanneskirche.

(Romäniſch.)

Der heilige Johannes von Suczawa befand ſich längere Zeit in einer Kirche zu Romänien. Es ſcheint jedoch, daß ihm ſein Aufenthalt daſelbſt nicht gefiel, denn häufig ſah man ihn Nachts die Kirche verlaſſen und weit hinaus pilgern. Er that ſeinen Schritten nicht eher Einhalt, als bis er jene Stelle erreichte, auf der ſich heute die ſogenannte Johan=

neskirche zu Suczawa erhebt. Die ganze Oertlichkeit war aber damals ein öder, wüster Plan, auf dem nur niedriges Strauchwerk und Dornen und Disteln wucherten. Trotzdem fingen die Leute an, von diesem Terrain eine bessere Meinung zu erhalten und sprachen: „Die alte Kirche gefällt unserem Johannes nicht, wir wollen ihm hier ein Heim gründen, das ihm besser gefällt.“ Und sie thaten's auch. Sie bauten ihm eine Capelle, die der heilige Johannes fortan zu seiner Andacht benützte. Aber da der Ruf des Heiligen viele Menschen anzog und sich deshalb die Capelle als viel zu klein bewies, war es nothwendig geworden, an den Bau einer großen und geräumigen Kirche zu denken. So entstand im Laufe der Tage die große schöne Kirche des heiligen Johannes in Suczawa.

Das alterthümliche Gebäude steht in der Mitte eines freien Platzes, der von einer Mauer umschlossen wird. Ueber dem Eingangsthore befindet sich ein niederer Glockenthurm. — Auch Klosterzwecken wird hier entsprochen.

Der Buchwald.

(Romänisch.)

Als der Polenkönig Johann mit Stefan, dem Fürsten der Moldau, Krieg führte, wurde er geschlagen. Nicht weniger als zwanzig Tausend Polen kamen damals in moldauische Gefangenschaft. König Johann schickte an den Fürsten eine glänzende Gesandtschaft ab, und ließ ihn bitten, die gefangenen Polen gegen eine hohe Summe Goldes freizugeben. Stefan verzichtete auf das hohe Lösegeld und gab

die gefangenen Polen nicht frei, obgleich seine Rathgeber meinten, daß es gut wäre, das viele Gold anzunehmen und dasselbe zum Aufbau eines Denkmales zu verwenden; der glänzende Sieg verdiene wohl ein stolzes Denkmal, das die Eignung besäße, die Heldenthaten der romänischen Krieger zu verewigen. Aber Fürst Stefan hatte hinsichtlich der Begründung eines Denkmales einen ganz anderen Plan. Er schickte Gold und Gesandtschaft an König Johann zurück, spannte die gefangenen Polen vor den Pflug und ließ durch sie ein Feld beackern zwei Meilen lang und zwei Meilen breit. In dieses gelockerte Terrain mußten hierauf die Polen junge Buchenbäume pflanzen, die bald Wurzel schlugen und eine ansehnliche Pflanzung repräsentirten. So entstanden die endlosen Waldungen, die den Boden der Bukowina decken. Vorherrschend ist die Buche, dies gab Anlaß zum Namen des Landes, denn Bukowina ist die polnische Bezeichnung für ein Buchenwäldchen.

Der Fresco-Maler.

(Romänisch.)

Das Kloster Suczawitza wurde vom Fürsten Jeremias Mogila (1603) erbaut, und birgt mehrere Grabmäler fürstlicher Familien des Hauses Mogila. Als der Bau fertig war, sah man sich nach einem Maler um, der die Wände mit Frescogemälden schmücken sollte. Nach langem Suchen fand man einen solchen, aber dieser stellte die Bedingung, daß sich während der Arbeitszeit niemand in seine Nähe wagen dürfe. Diese Bedingung wurde

getreulich eingehalten, und so kam es, daß der Künstler ungestört das ganze Innere der Kirche ausmalen konnte. Nun sollten auch die äußeren Wände gemalt werden. Auch hier schritt die Arbeit rüstig fort, aber als sie nahe der Vollendung sich befand, da erschien eines Tages vor dem Bau die heilige Mutter Gottes in Gesellschaft eines Engels, um Architektur und Malerei des gottgeweihten Werkes zu bewundern. Als jetzt der Maler der Beiden ansichtig ward, erschrack er dermaßen heftig, daß er die Besinnung verlor und vom Gerüste fiel.

Da der Maler todt auf dem Platze blieb, konnte die äußere Malerei nicht mehr vollendet werden und noch heute erscheint sie, trotz so vieler abgerollter Jahre, vollkommen unfertig.

Der Leichenwächter.

(Kleinrussisch.)

Zu Klokuczka starb eines Tages ein Mann, der im Leben weder die Kirche besuchte, noch ein Gebet verrichtete. Seine Frau fürchtete die Leichenwache zu halten nnd miethete zu diesem Zwecke einen alten Mann, der sich leicht gewinnen ließ. Um Mitternacht vernahm der Mann im Hofraum ein auffälliges Geräusch, weshalb er die Stube verließ und draußen nach dem Geräusch forschte. Aber er sah nichts und hörte nichts! Als er in die Stube zurückkehren wollte, da erblickte er zu seinem größten Erstaunen ein kleines Kind auf der Schwelle der Thür sitzen. Das Kind war keineswegs harmlos, es verwehrte dem Manne allen Ernstes den Eintritt in die Stube. Dabei ließ es

die Worte vernehmen: „Tritt zurück, denn man wird Dir den Kopf so scheeren, wie dem Todten!“ Der Mann bekreuzte sich einige Male, zog sich vom Fuß den Stiefel ab, nahm aus demselben das Stroh heraus und zündete dieses mit den Worten an: „So wie dieses Feuer Alles verzehrt und dennoch keine Macht auf mich auszuüben vermag, ebenso scheitert jede geheime Macht, die mich vernichten will!“ Das Kind erhob sich allsogleich, blies dreimal in die Flamme und verschwand. — Das Kind soll niemand anderer als der Schutzgeist des Verstorbenen gewesen sein!

Das Haus, in dem das vorging, steht noch heutigen Tages. —

Das gemiedene Haus.

(Kleinrussisch.)

In der Nähe von Sadagóra befindet sich das freundliche Dorf Slobudka. Dort lebte vor längerer Zeit ein alter Graf, der einen so treuen und redlichen Diener hatte, daß er diesem unausgesetzt jede Wohlthat zuwandte. Zuletzt ließ er ihm an der Ecke seines Gartens ein Haus bauen. Der Diener bezog das Haus, aber lange konnte er sich dieses Besitzes nicht erfreuen, denn Nacht für Nacht vernahm er und seine Familie ein so furchtbares Gepolter auf dem Boden und im Schornsteine, daß von einer nächtlichen Ruhe keine Rede sein konnte. Schrecken und Entsetzen veranlaßten endlich, daß der Diener das Haus verließ. Seit jener Zeit blieb das Haus verwaist; kein Mensch wollte es beziehen! —

Eines Tages zog eine arme Familie in das Dorf. Weil selbe nirgend Unterkunft fand, so nahm sie keinen Anstand, das Haus des Schreckens zu beziehen. Das nächtliche Gepolter und Getöse, das Schreien und Heulen, das Fluchen und Weinen begann auf's Neue. Die arme Familie erschrack dermaßen, daß sie sich kaum zu erholen vermochte. Endlich sprang die Thür auf und ein Mann trat ein. Das Entsetzen mehrte sich, als man seiner ansichtig wurde, denn er war so häßlich, daß sein Anblick Grauen erwecken mußte. Im Augenblick, da die Familie berathschlagte, was zu thun sei, vernahm sie die Stimme des Alten. „Nimm Weib die Scheere zur Hand und schneide mir die drei überflüssigen Locken vom Haupte ab, damit ich endlich frei werde!" So sprach der Mann und neigte das Haupt. Die Gattin des Einwanderers bebte allerdings am ganzen Leibe, endlich ermannte sie sich dennoch, nahm die Scheere, schritt auf den Alten zu und schnitt ihm die drei Locken ab. Als die dritte Locke fiel, da zerfiel auch der Mann unter einem Getöse, wie wenn aus einem großen Getreidesack nur Gold- und Silbermünzen herausgeschüttet werden würden.

Am nächsten Morgen fand die arme Familie an jener Stelle, wo dies geschah, einen mächtigen Haufen von Gold- und Silbergeld und erfreute sich von jenem Tage an eines großen Reichthums.

Das Gespenst am Brunnen.

(Kleinrussisch und romänisch.)

Nahe bei Michalcze steht auf der Hutweide ein Brunnen. Nachtnächtlich entsteigt demselben ein

junges Mädchen, das vor Jahren geblüht und in diesem Brunnen den Tod gesucht hat. Man sagt, das geschah aus Liebesgram, auch weil die Mutter darauf bestand, daß das Mädchen einen eingewanderten Mann heirate. Wenn der Vollmond über die Heide seine Lichtstrahlen sendet, dann sieht man das Mädchen oft auf der Einfassung des Brunnens sitzen und weinen. Manchmal sieht man sie das sorgenschwere Haupt aufrichten; dann ruft sie, daß es Einem durch Mark und Bein geht: „Mutter! Mutter! Wohin hast Du mich gebracht!"

Man geht des Nachts nicht gerne zum Brunnen, aber wenn ein Beherzter oder ein der Volkssage Unkundiger seine Schritte dennoch zum Brunnen lenkt, dann verschwindet die Gestalt und ein Hund oder eine Katze läuft davon.

Die drei Gräber.

(Kleinrussisch.)

Im Horoschoutzer Walde befinden sich hart neben einander drei Gräber, in welchen drei Brüder liegen sollen. Wer zufällig in die Nähe dieser Gräber kommt, der muß Tag und Nacht umherirren, bis er aus dem Walde herauszukommen vermag.

Die entdeckte Kirche.

(Romänisch.)

Vor etwa achtzig Jahren war das heutige Dorf Wolowetz ein weiter Wald, den nur wilde Thiere durchstreiften und kein Mensch bewohnte. Eines Tages hatte ein Hirt aus einem benachbarten Orte seine Schafe bis in die Nähe dieses Waldes getrieben, bemerkte aber am Abend, als er den Heimgang antreten wollte, daß ihm einige Schafe fehl-

ten. Es war zu spät, nach den Thieren zu forschen, aber am folgenden Morgen that er es und zwar nicht allein, sondern in Gesellschaft anderer Hirten, denen er seinen Verlust angezeigt hatte. Die Hirten drangen in den Wald und meinten, sie würden die Ersten sein, die das Revier betreten hätten. Sie forschten in der Wildniß lange vergeblich; endlich kamen sie in eine Gegend, in der sie eines mächtigen Felsens ansichtig wurden. Um zu diesem Felsen zu gelangen, bedurfte es, mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, denn Schlingpflanzen und wildes Gesträuch vereinten sich, eine derartige Hecke zu bilden, die einer Mauer glich. Die Hirten ließen sich's indessen nicht verdrießen und brachen an einzelnen Stellen die Hecke durch, die den Felsen umgab. Als sie in dieser Weise dem Felsen näher gerückt waren, bemerkten sie eine Höhle, in die sie allsogleich traten, in der Hoffnung, ihre verlorenen Schafe hier zu finden. Aber wie erstaunten sie, als sie gewahr wurden, daß sie sich nicht in einer gewöhnlichen Höhle befanden, wie sie häufig in den Bergen entdeckt wird, sondern in einem ansehnlichen Raum, der von Mauern umschlossen und von Gewölben gedeckt war. An den Bildern, die an den Wänden hingen und an den Kreuzen und Fahnen, die entweder auf dem Boden lagen oder in Winkeln lehnten, erkannten sie, daß sie in einer Kirche seien. Sie fanden hier auch ihre verlaufenen Schafe und als sie mit diesen in's Dorf zurückgekehrt waren, hatten sie nichts Eiligeres, als von ihrer Entdeckung zu erzählen. Schaarenweise zogen nun die Leute in die Wildniß, Bäume und Gesträuche fielen unter ihren Aexten, Bauleute wurden

gerufen und mußten die schadhaften Stellen ausbessern. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß von dem Altar eine geheime Thür in den Kellerraum führte. Dort fand man unter andern auch einen Metallsarg mit einem einbalsamirten Leichnam. Auf dem goldenen Kreuz, das im Sarge gefunden wurde, stand der Name „Draguſch Woda". Es ist derselbe Fürst Dragosch, der den moldauischen Staat und die dragoschitische Dynastie begründete.*)

Je mehr Bäume der Wildniß fielen, desto mehr Häuser wuchsen aus dem Boden heraus und wer heute in diese Gegend dringt, findet dort das schöne, stattliche Dorf Wolowetz.

Woher der Name?

(Deutsch und kleinrussisch.)

Das zwitschern schon längst die Spatzen auf dem Dach, woher die älteste Stadt der Bukowina, Sereth, ihren Namen hat. Man darf nicht vergessen, daß es einstens eine Völkerwanderung gab und daß in dieser das furchtbare Volk der Hunnen eine

---

*) Theofil Bendella, damals Rector am bischöflichen Seminar in Czernowitz, schrieb hierüber in seiner Broschüre: „Die Bukowina im Königreich Galizien", Wien, 1845, H. F. Müller's Kunsthandlung, pag. 30, Nachfolgendes:

„Die heutige gemauerte Kirche (zu Wolowetz) wurde von Stefan dem Großen erbaut und steht an der Stelle einer hölzernen Kirche, die von Dragosch erbaut und von Stefan dem Großen nach der Einsiedelei vom Kloster Putna übertragen wurde. Diese hölzerne Kirche, die noch heut' zu Tage steht und den Fürsten Dragosch zum Gründer hat, ist die älteste christliche Kirche in der Bukowina."

Hauptrolle spielte; man darf auch nicht vergessen, daß der Strom der Völkerwanderung gerade durch unsere Gegenden zog. Wenn man nun dieses Factums eingedenk sein will, dann läßt sich's wohl leicht annehmen, daß die Hunnen hier eine geeignete Stelle fanden, ein Lager aufzuschlagen und vom weiten Marsch auszuruhen. Werden sie auch als wahre Eisenfresser geschildert, die Alles zerstörten und verwüsteten, was ihnen unbequem war, so mochte ihnen jene zarte Herzensregung, die sich durch das Wörtchen „lieben“ kennzeichnet, doch nicht ganz unbekannt gewesen sein; wenn sie selbst des Wanderns, Plünderns, Mordbrennens 2c. allein gedachten, so mußten sie sagen: „Ich liebe das Wandern, ich liebe das Plündern, ich liebe das Mordbrennen!“ Wenn — wie behauptet wird, — die Hunnen, Avaren und Magyaren stammverwandt sind, so werden sie's nicht blos dem Blute, sondern auch der Sprache nach gewesen sein; sie werden darum häufig gesagt haben: „seretem“ (ich liebe), was von Nicht-Hunnen oft vernommen, gemerkt und mißverstanden wurde. Nun heißt aber unsere Stadt: Sereth und nicht Seretem. Aber das schadet nicht! — Bekanntlich zerfrißt der Rost das härteste Eisen, zernagt „der Zahn der Zeit“ die mächtigsten Quadern! Warum sollten die beiden Laute e und m in den Fluten der Jahrhunderte nicht verloren gegangen sein, so daß sich aus dem Worte seretem der Name Sereth heraus kristallisirt hat?

Nicht minder lebhaft ist die Phantasie der Kleinrussen. Wissen diese nicht von einer Stadt zu erzählen, die in der Mitte eines großen Waldes entstand, und zwar in der Nähe des heutigen Flusses

Sereth? Nun heißt auf gut kleinrussisch die Mitte: **seredyna**. Sie nannten darum die Stadt Seredna. Die Stadt ließ sich — weil sie, vom Hochmuths- teufel getrieben, vielleicht der Mittelpunkt eines mächtigen Gebietes werden wollte, – die Bezeichnung wohl gefallen, modificirte aber dran und nannte sich endlich Sereth!

Das that die Stadt möglicher Weise schon darum, weil sie heute frei liegt und von einer Waldesmitte nichts mehr weiß!

Kotzman?

(Romänisch und kleinrussisch.)

Der Name rührt aus der Türkenzeit her.

Als nämlich die Türken über die wenigen Menschen mordend und plündernd herfielen, die damals die kleine Ansiedlung bildeten, da flüchtete was nur flüchten konnte in die nahen Wälder. Nur eine Frau war geblieben, denn sie säuerte Gurken ein und ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören. In diesen Augenblicken kam ein Türke und verlangte von ihr einen Trunk Wasser. Die Frau, die nebenbei bemerkt, Kitza hieß, und das Herz an der rechten Stelle hatte, zeigte dem Türken ein mächtiges Faß, aus welchem er Wasser schöpfen konnte. Der Türke that dies, aber als er sich in das Faß neigte, da sprang Kitza auf ihn los, faßte ihn an beiden Beinen und schleuderte ihn mit aller Kraft in das Faß hinein. Nun zappelte der Türke im Wasser und rief unausgesetzt und flehentlich: „Kitza mana! Kitza mana!“ (Meine Kitza!) —

Als nach der Türkengefahr die Leute aus den Wäldern zurückkehrten, erzählte die Frau das Ereig-

niß und nannte auch das Wort, das der Türke in seiner letzten Stunde flehentlich gerufen hatte. Das Wort gefiel den Leuten so gut, daß sie es bei jeder Gelegenheit aussprachen und es zur Erinnerung an das lustige Ereigniß in drangvoller Zeit als Name auf ihre Ansiedelung übertrugen.

Mit dem Anwachsen der Bevölkerung stieß sich Vocal und Consonant vielfach ab, so daß aus „Kitza mana“ der Name Kotzman entstand.

Blutige Steine.

(Romänisch.)

Einst ging an der Trümmerwelt des Schloßberges zu Suczawa ein Mann vorüber. Während er an nichts Arges dachte und seinen Gang fortsetzte, kamen drei gespenstische Frauen auf ihn zu, verneigten sich artig vor ihm und luden ihn ein, mit ihm auf das Schloß zu gehen. Sie nahmen ihn unter den Arm, die Eine rechts, die Andere links, die Dritte eilte voraus. Als sie an Ort und Stelle waren, kletterten sie auf die höchsten Mauerstücke und zogen den Mann mit sich hinauf; aber kaum hatte der Mann dort festen Fuß gefaßt, da fingen die Frauen an mit ihm zu ringen. Die Frauen waren indessen so gewandt, daß der Mann bald den Boden unter den Füßen verlor und in den Abgrund stürzte. Im Falle brach er sich das Genick und blieb todt auf dem Platze.

Wenn wir den Schloßberg besuchen, so finden wir an der Unglückstelle blutige Steine. Sie rühren von jenem Ereignisse her.

Suchowercha.

(Kleinrussisch.)

Das Dorf Suchowercha hatte in früheren Jahren eine ganz andere Kirche; diese stand nicht im Dorfe, sondern draußen auf dem Felde. Als eines Tages ein Brautpaar in die Kirche kam, um sich in derselben trauen zu lassen, da sank die Kirche in die Erde hinein und der dadurch entstandene Graben füllte sich nach und nach dermaßen mit Wasser, daß heute über der alten Stelle ein weiter Teich sich ausbreitet.

Die Leute sagen, daß dies nur darum geschah, weil die Brautleute auch die Tanzmusik in die Kirche brachten.

Die gemüthlichen Teufel.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Am Neujahrstage geht jeder gute Christ in die Kirche. Das wissen die Teufel und deshalb gehen alle Teufel, die das Innere des Cäcinaberges bei Czernowitz bewohnen, auch in die Kirche. Ihre Absicht dabei ist: aus den Mienen und Geberden der Menschen zu erkennen, ob sie geringere oder größere Sünder seien, denn darnach richten sie ihre Speculation auf den Gewinn von Menschenseelen ein.

Das wußte ein Weib, das, von Armuth gedrückt, kaum im Stande war, ihre verwaisten Kinder zu ernähren. Das Weib beschloß, die Abwesenheit sämmtlicher Teufel dazu zu benützen, in das Innere des Berges zu gehen und das Teufelslager zu erforschen. Das konnte möglicher Weise

lohnend werden. Mit dem jüngsten Kind auf dem Arm, schritt das Weib der großen eisernen Thür zu, die das Teufelslager von der übrigen Welt scheidet, und war bald in einem großen geräumigen Keller, in welchem unzählige Fässer standen, die bis an den Rand mit Gold- und Silbermünzen gefüllt waren. Rasch legte das Weib das Kind weg, griff mit Hast in die Goldmünzen und füllte mit denselben die Schürze dermaßen reichlich, daß die Schürze fast zerriß. Im Nu war das Weib draußen, versteckte dort das viele Gold unter einen Stein und kehrte in den Keller wieder zurück. Das geschah so mehrere Male; das geraubte Gold gedieh zu einem bedeutenden Schatz. Als das Weib zum letzten Mal zurückkehren und das Kind abholen wollte, da erschienen die Teufel und das arme Weib mußte — wohl oder übel! — sich entschließen, das Kind im Teufelslager zu lassen und den Heimgang anzutreten. Das geschah natürlich nicht allein, das viele Gold mußte mit.

Das Jahr hat wohl viele Tage und Nächte, lange und kurze. Die Tage vergingen dem Weibe unter mannigfacher Thätigkeit, aber die Nächte! die Nächte! Diese brachten jedesmal dem Mutterherzen schweren Kummer, bittere Sorgen, heiße Thränen. „Was soll aus meinem Kinde werden?" fragte sich das Weib. „Was nützt mir aller Reichthum, wenn ich mein Kind in Teufelsgewalt weiß?"

Endlich kam wieder Neujahr. Die Teufel verließen ihr Lager und gingen in die Kirche, das Weib dagegen eilte auf den Cäcina und suchte den Keller. Welches freudige Erstaunen ergriff jetzt das mütterliche Herz, als das Weib das liebe Kind ge-

wahrte. Es war frisch und gesund, hatte rothe Bäckchen und runde Händchen und spielte mit einem großen goldenen Apfel. Rasch hob das Weib das liebe Kind zu sich, herzte und küßte es, nahm noch eine Schürze goldener Münzen und machte sich eiligst auf den Heimweg.

Unterwegs fragte sich das Weib wohl mehrmals: „Ist es wahr, daß der Teufel so schwarz ist, wie man ihn zu malen pflegt?“

Die Hirtenknaben.

(Kleinrussisch und romänisch.)

Eines Tages spielten einige Hirtenknaben auf dem Căcinaberge bei Czernowitz. Der Zufall führte sie zu einer eisernen Thür. Darüber erschracken sie dermaßen, daß sie schon weglaufen wollten; nur Einer unter ihnen, der beherzter war, blieb und redete den Anderen zu, daß sie an der Stelle bleiben mögen. Die Knaben gehorchten und blieben und gewöhnten sich nach und nach so sehr an den Anblick der eisernen Thür, daß sie keck wurden und daselbst allerlei Allotria trieben.

Als sie des anderen Tages wieder an dieselbe Stelle gekommen waren, bemerkten sie eine Röhre, die schornsteinartig aus der Erde hervorragte. Da beschlossen sie, nachzuforschen, was die eiserne Thüre und was die schornsteinartige Röhre zu bedeuten hätten. Zu diesem Zwecke wählten sie einen Knaben aus ihrer Mitte; dieser erhielt die Aufgabe, durch die Röhre sich zu zwängen und hinab in das Innere des Berges zu steigen. Ihre Wahl traf gerade den

Aengstlichsten; dieser weinte, heulte und flehte, aber es half nichts: er mußte hinunter. An ihren Riemen und Peitschen ließen sie ihn hinab.

Als der Knabe festen Boden gewann, warf er einen forschenden Blick um sich herum, um zu erfahren, wo er sei. Unsäglich ward ihm zu Muthe, als er sah, daß er sich in einem weiten geräumigen Kellerraum befinde, umgeben von einer großen Zahl geschwänzter und ungeschwänzter Teufel. Jeder Teufel saß auf einem Faße, das mit Geld gefüllt war, und jeder derselben grinste ihn verblüfft an. Ein Teufel erhob sich sogar von seinem Sitze, ging auf den Knaben los und fragte ihn, wie er hieher komme und was er hier suche? — Der Knabe war indessen so sehr vom Schrecken erfüllt, daß er lange keine Silbe sprechen konnte; erst nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, erzählte er unter tausend Thränen, wie das Ganze sich verhielt.

Die Teufel lachten über den ängstlichen Knaben, nahmen ihm die Mütze ab, füllten ihm dieselbe mit Gold- und Silbermünzen und führten ihn zur eisernen Thüre. Unversehrt und reichlich beschenkt kam der Knabe ans Tageslicht.

Dieser glückliche Fall weckte bald den Neid der anderen Hirtenknaben und schon am folgenden Tag stieg Einer durch die Röhre in das Lager der Teufel. Auch dieser weinte und heulte vor Schrecken, aber die Teufel wußten bereits, was sie von diesem Schrecken zu halten hatten. Sie beschlossen den Knaben zu züchtigen. Zuerst hieben sie ihm die Füße ab, dann warfen sie ihn durch die eiserne Thüre hinaus.

Das Ereigniß wurde unter den Hirtenknaben so allgemein bekannt, daß seit dieser Zeit es keiner wagte, in die inneren Räume des Cäcina-Berges zu dringen und die Teufel zu täuschen.

König Pauluka.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Es sind wohl viele Jahrhunderte seit jener Zeit, da im Schlosse Cäcina ein heidnischer König lebte, der Pauluka hieß und so reich war, daß er überall im Lande seine eigenen Schlösser und Burgen besaß. Seine vornehmsten Burgen lagen auf den Bergen bei Sereth, Suczawa, Czernowitz und Sniatyn. Am liebsten weilte er auf der Burg am Cäcina, denn die Höhe über dem reizenden Pruththal erhöhte auch seine Gefühle.

König Pauluka war ein kleines, dickes Männchen und zeichnete sich durch sehr auffällige Augenlider aus. Diese waren so groß, daß sie sein ganzes kugelrundes Gesicht bedeckten. Wollte er wie jeder andere Mensch in die Ferne sehen, da half er sich dadurch, daß er die Augenlider entweder an den Ohren befestigte oder daß er die oberen sich über den Kopf warf, beiläufig so, wie wenn er eine Mütze sich aufsetzte. Weil ihn diese Procedur sehr schmerzte, so that er es selten. Aber wenn er es that, dann gab es viel Jammer im Lande, denn seine Blicke hatten einen derartig wirkenden Zauber, daß unter ihnen Alles verdorrte und verdarb, was die Erde an Früchten der Gärten und der Felder hervorbrachte. Hungersnoth wüthete allenthalben und die Menschen starben wie die Mücken an allerlei Krankheiten. Lange wußte man die Ursache

solchen Uebels sich nicht zu erklären, endlich kam man darauf. Des Königs Blicke mußten von seinen Landen abgelenkt und anderweitig beschäftigt werden. Man dachte nun hin und her, was zu thun sei? Schließlich einigte man sich, dem König sehr viel Geld zu senden; dieses liebte er ungemein, und wenn er sich eine rechte Freude gönnen wollte, da nahm er alle seine Gold- und Silbermünzen hervor und zählte sie nach der Reihe wohl hundert- und tausendmal.

Weil von allen Seiten dem König Gold und Silber zufloß, so blickte er niemals mehr in die Ferne. sondern immer nur vor sich. Das währte Jahre hindurch und die Lande gediehen derart in Wohlstand und Reichthum. daß man auf den früheren Jammer, auf die frühere gefürchtete Hungersnoth gänzlich vergaß. Während so der Segen Gottes sich über das weite Land verbreitete, erstanden auch dem König Pauluka mächtige Vortheile, denn er sammelte nach und nach so gewaltige Schätze, wie sie sonst kein König auf Erden sein nannte.

Als der König starb, blieben die Schätze hier. Sie sind in mächtigen unterirdischen Lagern aufbewahrt, hoch oben im Cäcina-Berge. Wer sie heben dürfte, hätte genug bis zum jüngsten Tag!

Der Alte vom Cäcina.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Am Südfuße des Cäcina-Berges bei Spaska befindet sich eine eiserne Thüre. Oeffnet man diese, so gelangt man in einen Keller, in dessen Mitte ein alter Mann mit langem Bart und weißen

Locken an einem Tische lehnt und schreibt. Rings im weiten Kreise stehen Fässer und Troge bis an den Rand mit Gold- und Silbermünzen gefüllt, auf jedem Faß und auf jedem Trog steht ein Hahn, der mit klugen Augen sein Geld bewacht. Zu gewissen Zeiten krähen alle Hähne in Compagnie; wenn das geschieht, so zerreißt der alte Mann alle jene Papiere, die von ihm beschrieben wurden.

Eines Tages ging ein Mann aus Klokuczka seines Weges daher und sah und hörte Folgendes:

Die eiserne Thüre flog auf, ein Mädchen war im Begriffe, aus der Thüre zu treten, da rief ihr der alte Mann mit dem langen Bart und den weißen Locken in gereiztem Tone zu: „Geh' und komm' nicht eher, als bis das Jahr um ist!“ In diesem Augenblick fiel die Thüre zu und hieb dabei dem Mädchen beide Fersen von den Füßen ab.

Nachträglich war es nur einem einzigen Menschen gelungen, in diese Kellerräume zu dringen. Es war das ein Sträfling, dem man das Leben schenken wollte, sobald er Kunde aus dieser geheimnißvollen unterirdischen Welt bringen würde. Gott weiß, wie dieser den Eintritt gewann, denn es ist bekannt, daß er weder durch den Schornstein, noch durch die eiserne Thüre dahin gelangte. Als er in den Kellerraum trat, fand er den Greis mit dem langen Bart und den weißen Locken an dem runden Tische sitzen nnd schreiben. Um sich herum hatte er Bücher und Papiere thurmähnlich aufgeschichtet. Der Greis fragte ihn, was er hier wünsche und der Sträfling erzählte getreulich Alles, daß er eines Verbrechens wegen zum Tode verurtheilt worden sei, aber daß ihm das Leben geschenkt wer-

den würde, sobald er Auskunft bringen könnte über alle unterirdischen Räume, die der Cäcina-Berg birgt. Der Greis war gerührt durch die einfachen, schlichten Worte, füllte dem Sträfling alle Taschen mit Gold, führte ihn durch alle Räume und sprach zum Schlusse:

„Von heute über Einhundert Jahre wird hier eine gewaltige Eiche gewachsen sein. Diese wird fünfhundert Jahre stehen, aber dann abgehauen werden. Aus dem Holz wird eine mächtige Wiege gebaut, in die ein Säugling gelegt werden wird; dieser Säugling wird, sobald er einmal ein stattlicher Mann geworden, mich befreien und alle diese Schätze erben."

Diese sechshundert Jahre sind schon längst verstrichen. Man hat dennoch nichts weiter von der kleinen unterirdischen Welt im Cäcina-Berge vernommen. Wer weilt heute dort? Wer kann das sagen? — Es gab genug junge und alte Bursche in den benachbarten Ortschaften, die sich beharrlich die Köpfe brachen mit der Frage: wie sie in das Innere des Berges eindringen könnten? Aber ihr Bemühen war vergeblich; selbst die heutigen Steinbrecher, die dort tiefe Gruben zu Wege bringen und bei der harten Arbeit sich gerne mit dem Milliontheil der Schätze begnügen wollten, können sich in dieser Richtung keinerlei Rath schaffen.

Die drei Tannen.

(Slovakisch.)

Hinter dem Berge bei Alt-Solonetz stehen drei Tannen. Sie umgeben einen Brunnen, dessen Wohlthat Mancher erprobt hat.

Die Slovaken erzählen von diesen drei Tannen Nachfolgendes:

Vor Jahren lebte in unserer Gegend ein Mann, der mit seiner Frau niemals Frieden hielt. Es kam endlich so weit, daß er seine Frau erschlug. Dies geschah genau an jener Stelle, wo heute der Brunnen zu finden ist.

Damals war aber noch kein Brunnen da und die Stelle war eben. Sie wurde zum beliebtesten Spielplatz der Kinder dieser unglücklichen Eheleute. Der Kinder gab es drei, zwei Mädchen und ein Knabe. Winter und Sommer spielten die armen Waisen hier; hier lachten sie, hier weinten sie. Ach, zum Weinen hatten sie mehr Ursache als zum Lachen, denn die Mutter lag im Grabe und der Vater saß in der Schenke!

Das ging so einige Zeit fort; indessen beschloß der Himmel, das Geschick der Kinder zu ändern.

Es war an einem Sonntag. Die Kinder verließen ihre Stube, und eilten gewohnheitsmäßig auf ihren Spielplatz. Der Himmel war so blau und rein, die Erde so schön, grün und duftig, dazu klangen die Morgenglocken und luden die Menschen zum Kirchgang. Anstatt zu spielen, erhoben die Kinder unwillkührlich die kleinen Hände zum Gebete und beteten wie noch nie mit gleicher Inbrunst für Vater und Mutter. „Möge es doch dem Väterchen besser gehen, so beteten sie, und möge dem todten Mütterchen die Erde leicht sein!" so weinten sie.

Da rauschte ein Gewand, die Kinder sahen um sich und gewahrten ihre liebe Mutter, wie sie lächelnd sich ihnen näherte.

Bald war sie an Ort und Stelle und herzte hier die Mädchen, dort den Knaben. Das dauerte indessen kaum eine Minute denn schon in der zweiten senkte sich der Erdboden unter den vier Menschen derart, daß man wohl sagen konnte, die Erde habe diese Menschen verschlungen.

Als die Leute aus der Kirche gingen, da sahen sie zu ihrem größten Erstaunen auf jenem freien und ebenen Plätzchen, auf dem die Kinder zu spielen pflegten, einen Brunnen und um diesen herum drei Tannen.

Der Name Căcina.

(Romänisch.)

Was sich doch die gelehrten Leute in der Stadt den Kopf brechen, woher der Name Căcina stammt? In Rosch und Umgebung hat man es längst heraus, daß Căcina ein romänischer Feldherr gewesen ist, der da oben auf dem Berge sich ein Schloß und unter dem Schloß einen Keller und an den Keller einen gewölbten Gang baute, welcher letztere weit hinaus in die Ebene führte. Dieser Feldherr war ein tapferer Mann und führte Krieg über Krieg, bald hier mit den Türken, bald dort mit den Polen. Das ging so bis zu seinem Lebensende.

Als ihn der Tod abberufen hatte, da kamen seine Feinde von allen Seiten und zerstörten das Schloß. Man kann fast sagen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Als die Feinde mit dem Gemäuer fertig waren, da warfen sie ihre Brandfackel auch in die Wälder hinein. Bald brannten diese lichterloh und so kommt es, daß die Ostseite

des Berges, nämlich jene, die Czernowitz zugekehrt ist, kahl und öde erscheint und einem kräftigen Baumwuchs beharrlich widerstrebt.

Die drei Kreuze.

(Kleinrussisch.)

Einst gingen drei Landleute aus Iwankoutz nach Hause; sie waren in Sniatyn auf dem Markte. Als sie so unter mannigfachem Gerede fürbaß die Kaiserstraße gingen, fanden sie ein weinendes Kind hart an der Straßenrinne sitzen. Aus Mitleid hoben sie es auf, und da sie der Meinung waren, daß das Kind möglicher Weise noch gar nicht getauft sein dürfte, so sagte der Eine zum Andern: „Ich werde das Kind taufen lassen und es wie mein eigenes erziehen.“ Während die drei Männer noch ein Weilchen weiter gingen und im angedeuteten Sinne vom Kinde sprachen, ward es plötzlich stockfinster, Blitze zuckten durch den weiten Himmelsraum und der Donner rollte, daß er meilenferne vernommen ward. Bei den heftigsten Donnerschlägen, die jetzt knapp an den drei Männern niederfuhren, verschwand merkwürdiger Weise das weinende Kind; dabei verloren die Männer die Besinnung, fielen nieder und blieben bewußtlos die ganze Nacht. Erst am anderen Tag erholten sie sich wieder und wankten ihrem Dorfe zu. Später errichteten sie zum Andenken an dieses Ereigniß drei Kreuze, welche auf der Straße von Oroscheny nach Iwankoutz noch heutigen Tages zu sehen sind.

Auf der Flucht.

(Kleinrussisch.)

Ueber Zariże, einem Theil des Gutes Broskoutz, erhebt sich ein kleines Plateau. Am Fuße desselben dehnt sich im mäßigen Umfang ein Sumpf aus, welcher selbst in der heißesten Sommerzeit die Fähigkeit nicht verräth, auch nur stellenweise auszutrocknen. Das kommt daher, weil nicht nur unterirdische Quellen das Sumpfbecken bei gleichem Wasserstand erhalten, sondern auch weil der Sumpf unergründlich ist.

Waren es Türken oder Tartaren, — wer kann es sagen? – die die Einwohner von Broskoutz in mörderischer Absicht überfielen. Die bedrängten Menschen waren damals reich und besaßen wahre Schätze an Gold, Silber und Edelgesteinen. Alle diese Dinge suchten sie in Sicherheit zu bringen, packten sie auf kleine Fuhrwerke und schlugen den Weg gegen Zariże ein. Aber ach! kaum daß sie sich auf dem Plateau befanden, da kamen ihnen auch von dieser Seite Feinde entgegen. Die Broskoutzer verloren vor Schrecken so sehr alle Ueberlegung, daß sie den eingeschlagenen Weg verließen und eiligst zurückkehrten. Sie fuhren das Plateau entlang und bedachten nicht, daß sich an demselben der unergründliche Sumpf befinde. Die nächste Folge davon war, daß sie mit ihren Fuhwerken unaufhaltsam in den Sumpf rollten und in diesem mit allen ihren Schätzen untergingen.

Der Steinblock bei Lenkoutz.

(Kleinrussisch.)

An der Stelle, wo heute Czernowitz steht, lebte vor vielen hundert Jahren ein sehr reicher Mann, der als er starb, seinen zwei Söhnen ein fürstliches Vermögen hinterließ. Die Familie gehörte zum Geschlecht der Riesen, darum zeichneten sich die Söhne durch eine außerordentliche Kraft aus. Weil sich die beiden Brüder nicht gut vertrugen, so theilten sie sich in ihrem Vermögen und verließen Czernowitz. Der Eine zog auf den Zuczka-Berg, der Andere auf den Berg Cäcina, wo sie ihre Burgen bauten.

Lange hatte zwischen beiden Brüdern der Streit geruht, denn sie hatten das gethan, was die Klugheit rieth: sie mieden sich beharrlich. Aber einmal sollte er wieder entbrennen. Ihre Diener gaben Anlaß dazu, denn diese respectirten die deutlich markirten Gebiete so wenig, daß sie wiederholt auf fremdem Terrain betroffen wurden: einmal der Eine hier, einmal der Andere dort. Nun begann der Streit der Brüder und artete dermaßen aus, daß der von Zuczka ein Stück jenes Felsens, der ihm am nächsten stand, mit mächtiger Hand ergriff und denselben mit wahrer Riesengewalt auf den Kopf des vom Cäcina schleuderte. Ein Zug von Wolken hinderte indessen den freien Flug des Felsblockes, deshalb dieser sein Ziel nicht erreichte. Er fiel in der Mitte seines Weges, und zwar in jener Gegend, wo sich heute die Sümpfe bei Lenkoutz ausbreiten.

Noch heutigen Tages steht, tief in den Erdboden gebohrt, das mächtige Felsstück. Es dient als Grenzmarke zwischen zwei herrschaftlichen Gütern.

Der Name von Kaczyka.

(Polnisch.)

Wo heute Kaczyka sich befindet, bekanntlich der Hauptort montanistischer Thätigkeit in der Bukowina, dort sollen einstens Sümpfe gelegen haben, auf deren mächtigem Spiegel wilde Enten mit großer Vorliebe sich herumtummelten. Die Sümpfe befanden sich inmitten mächtiger Urwälder, die nach und nach der Cultur der Menschen wichen. Ein Stamm fiel nach dem andern, ein mächtiges Wurzelwerk wurde nach dem andern ausgerodet und der Sumpf entwässert. Die Erinnerung an die Enten (Kaczki) aber blieb, weshalb der Ort Kaczyka benannt wurde.

Man ist der Ansicht, daß bei der Definition des Namens kein Mensch mitgewirkt hat, der sich auf's Jägerlatein versteht!

Der Brudermörder.

(Kleinrussisch.)

Auf dem Weg, der nach Nemericzeni (im Südosten der Bukowina) führt, lag lange Jahre hindurch seitwärts am Straßengraben ein Haufe von Steinen, Holzwerk, Reisern u. dgl. Dingen. Wer aus jener Gegend vorüber fuhr, versäumte nicht, irgend einen Gegenstand, mochte es auch nur ein Strohhalm gewesen sein, auf den Haufen zu werfen. Wer sich nach der Bedeutung dessen erkundigte, konnte Nachfolgendes vernehmen:

Ein Landmann schickte eines Tages seine beiden erwachsenen Söhne in die Stadt Suczawa, damit dieselben dort gedörrtes Obst verkaufen

möchten. Das gelang in der Stadt so rasch, daß die beiden Brüder schon gegen Abend die Rückfahrt antreten konnten. Nun läßt sich Nemericzeni keineswegs im Handumdrehen erreichen, es brach die Nacht ein und die beiden Brüder befanden sich allein auf der einsamen Landstraße, allein in der ruhig fortrollenden Kibitka. Da sprach der jüngere Bruder zum älteren: „Wie kommt das, Bruder, daß unser Vater Dich mehr liebt, als mich? Wie kommt es, daß er Dir alles Geld und alles Vermögen anvertraut und mir kaum eine Henne? Wie kommt es, daß er Dir verspricht, Dich allein zum Erben seiner Wirthschaft zu machen und mich ausschließt? Ich habe beschlossen, Dich zu verderben, und was mich so lange im Geheimen beschäftigt hat, das will ich heute ausführen. Bete ein Vaterunser!" — Der ältere Bruder erschrack und zitterte an allen Gliedern, aber das nützte nicht viel, denn ehe er sich versah, hatte er schon das Messer im Herzen. Hier an dieser Stelle hielt er das Pferd an und warf die Leiche seines Bruders in den Straßengraben. Aber im Augenblick, da er dies that, glitt er aus und brach sich an seiner eigenen Kibitka das Genick, so daß auch er als Leiche gefunden wurde.

Das Ereigniß hatte wohl vor vielen Jahren stattgefunden, aber noch lange darauf hörte man an dieser Stelle zur Nachtzeit ein schmerzliches Stöhnen und Röcheln von Sterbenden.

Mutter und Kind.

(Romänisch.)

Um den Namen des Căcinaberges zu erklären, hat das romäuische Volk in der Umgebung dessel-

den nachfolgende Sage erfunden. Sie nimmt gleichzeitig Gelegenheit, auch den Namen des Dorfes Mamajestie zu definiren.

In jener Gegend, in welcher das Dorf Mamajestie liegt, lebte in uralter Zeit eine Witwe, deren Gatte Hirt war. Seit derselbe nicht mehr unter den Lebenden weilte, hatte die Witwe selbst das Geschäft betrieben, dabei widmete sie sich ihrem Kinde. Eines Tages erblickte sie einen Wolf, der in räuberischer Absicht sich ihrer Heerde näherte. Rasch beschloß sie, den Wolf ungefährlich zu machen, legte das Kind, das sie eben säugte, bei Seite und eilte mit einer entsprechenden Waffe ausgerüstet, dem Wolf entgegen. Während sie diesen tödtete, kam ein Adler herbeigeflogen und raubte das Kind. Die arme Mutter gewahrte ihr namenloses Unglück, rief um Hilfe und gelang es ihr, die Hirten der ganzen Gegend auf die Beine zu bringen, die über den Pruth setzten und den Adler verfolgten. Dieser hatte sich anfänglich in die höchsten Höhen erhoben, flog aber dann auf den Căcina, um sich auf dessen höchster Spitze seine Beute wohl schmecken zu lassen. Inzwischen waren die Hirten dort angekommen und gelang es ihnen durch Lärm und Steinwürfe, den Adler zu nöthigen, das Kind frei zu geben. Blutüberströmt, aber noch lebend fanden die Hirten das geraubte Kind; sie hoben es auf und wollten es zur Mutter tragen, aber diese hatte bereits mit rasender Eile den Berg erklommen, entwand das Kind den freundlichen Händen der Hirten und reichte ihm die Brust mit den Worten: „Hier die Brust! hier die Brust!“ (Țîță-na! Țîță-na!). Nämlich „Zizi-na!“ Weil

die arme Mutter dieses Wort häufig wiederholte, so erhielt der Berg in der Erinnerung an diese Begebenheit den Namen Cäcina.

Nach der ersten nothwendigsten Hilfe eilte die Mutter mit dem Kinde nach Hause. Dieses stand auf der linken Seite des Pruthflusses, und zwar an einer Stelle, deren Terrain sehr wohnlich war. Wohl hatte die Mutter Alles gethan, was das Kind hätte beruhigen sollen, aber das Kind weinte dennoch unabläßig. Da bemerkte die Frau, daß das Kind sich vor ihr fürchte, und so kam sie auf den richtigen Gedanken, daß das Kind noch immer das Raubthier vor Augen habe. Um diese Vorstel lung zu beseitigen, rief nun die Mutter ohne Ende: „Die Mutter ist es! die Mutter ist es!“ (Mama este! Mama este!) Daher der Name Mamajestie auf jene Ortschaft kam, die in der Folge um das Haus der Witwe entstand.

Der Glockenthurm.

(Kleinrussisch)

Die Ortschaft Hliboka hatte früher einen Glockenthurm, der abseits von der Kirche stand und schön und groß war. Gelegentlich eines Erdbebens soll indessen eine tiefe Erdspalte entstanden sein, der Thurm fiel in sich zusammen und versank in der Tiefe.

Bei Regengüssen sammelte sich in der Spalte das Wasser in der Weise an, daß dort ein Teich entstand. Dessen ungeachtet vernimmt man dennoch deutlich genug, wie an Sonn- und Feiertagen die Glocken im Teiche läuten.

Das Kreuz bei Horecza.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Czernowitz hat in seiner Nähe ein reizendes Lustwäldchen, das Wäldchen von Horecza benannt. Es erhebt sich hart über dem Pruthfluß, und zwar am Ostabhang einer Bergwelle, die sich bis zur Reichsgrenze fortsetzt. Den städtischen Besuchern fällt unterwegs ein Kreuz auf, an das sich nachfolgende Sage knüpft:

Eines Nachts ging ein Bewohner des Dorfes Horecza des Weges daher und begegnete fünf Katzen, die so freundlich und vertraulich thaten, wie wenn sie des Bauers alte Freunde wären. Eine nahm sich sogar die Freiheit heraus, dem Bauer auf die Achsel zu springen und ihm schön zu thun. Der Bauer streichelte das geschmeidige Thier und liebkoste es, doch setzte er seinen Weg fort; ihm folgten in einiger Entfernung die andern vier Katzen. Aber als er an jene Stelle kam, wo heute das Kreuz steht, sprang die Katze auf den Erdboden und sagte lachend: „Narr, glaub' Du nicht, daß sich mit dem Kätzchen Deine Kinder freuen werden!" Mit diesen Worten verschwand das Kätzchen in der Erde und die andern vier folgten ihr. Der Bauer bekreuzte sich erschreckt und markirte die Stelle. Des andern Tages theilte er dies alles dem Ortspfarrer mit; dieser zog mittelst Procession und hellem Glockengeläute an die bezeichnete Stelle, weihte sie ein und pflanzte zur Erinnerung an diese sonderbare Begebenheit ein stattliches Kreuz auf, das noch heutigen Tages steht. Das Kreuz wird jedes Jahr der Weihe unterzogen.

Wort halten!

(Kleinrussisch.)

Ein Landmann im Dorfe Szypenitz war durch eigene Schuld so verarmt, daß es ihm nicht mehr gelang, aus seiner Noth und seinem Elend sich herauszuarbeiten. Mißmuthig schritt er durch das Feld und sprach zu sich: „Ich sehe schon, daß mir der liebe Herrgott nicht mehr helfen will. Wahrlich, ich möchte gern dem Teufel dienen, wenn ich nur wüßte, wo ich ihn finde.“ Während er so sprach, bohrte er mit seinem dicken Knotenstock mehrere Löcher in den lockeren Erdboden; aus diesen Löchern quoll Wasser, anfänglich nur wenig, aber später mehrte sich dasselbe dermaßen, daß es zu einem stattlichen Bach wurde. Lustig strömte nun der Bach thalwärts, und rauschte so laut, wie wenn er hier schon vom Anbeginn der Welt von Gott geschaffen worden wäre. Der Landmann sah dies und stutzte. Dabei sagte er: „Der Bach ist wohl fertig, aber wo ist die Mühle? Wahrlich, ich möchte gerne dem Teufel dienen, wenn der Teufel nur käme.“ Kaum hatte der Mann diese Worte gesprochen, da vernahm er leichte Tritte und der Teufel war da. „Ich höre, daß Du mir dienen willst“, sagte der Teufel. „Die Gelegenheit will ich Dir geben und Dir eine Mühle an diesem Bach bauen. Du gewinnst Brod und auch die Butter dazu, wenn Du mir nur redlich dienst und mir den zehnten Theil Deines Erwerbes gibst. Bist Du zufrieden?“ „Ja!“ sagte der Mann, „den zehnten Theil sollst Du haben, ich werde ihn Dir gerne geben!“ — „Ein Mann, ein

Wort!“ sprach der Teufel und verschwand. In diesem Augenblick erhob sich unter dem Bache eine stattliche Mühle; keine Menschenhand hätte den Bach in das große oberschlächtige Mühlenrad besser geführt, als er sich selbst führte. In der Mühle standen Säcke mit Getreide gefüllt und warteten des Müllers. Das Alles begriff der Mann; er schritt in die Mühle, und obgleich er in den Mechanismus einer Mühle niemals hineingeblickt hatte, so verstand er sich bei der Behandlung derselben so vortrefflich, wie der älteste und erfahrenste Meister. Tag und Nacht klipperte und klapperte es in der Mühle, zischte und rauschte das fallende Gewässer und weit in der Runde vernahmen die Dörfler das muntere Treiben. Da kamen die Leute von rechts und links, brachten ihre vollen Getreidesäcke daher und ihr gutes Geld, und der Mann war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden.

So verrann Jahr und Tag. Da kam der Teufel und verlangte den zehnten Theil. Der Mann, der den bedingten Antheil des Teufels sich ebenso aneignen wollte, wie er sich bisher manchen anderen angeeignet hatte, machte ein böses Gesicht, stemmte die Arme in die Seiten und schrie den Teufel an: „Wie kannst Du Solches verlangen? Spute Dich von mir, ich habe mit dem Teufel nichts zu schaffen! Geh' in die Hölle!“ —

Der Teufel machte ein verdrießliches Gesicht, als er diese Worte hörte, kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Verzeih', daß ich mich in Deiner Ehrlichkeit getäuscht habe. Du warst durch Deine Tugenden dem Herrgott zu schlecht, sonst hätte er Dir gewiß geholfen; aber jetzt bist Du

auch mir zu schlecht und gleichst allen jenen, die nicht einmal die Hölle verdienen."

Sprach's und verschwand. Aber auch die Mühle verschwand mit ihrem lustigen Geklapper, mit ihren Rädern und Säcken, mit Allem, was das Menschenherz erfreute. Nur der Bach blieb; er heißt Wilchiwetz und sollte den treulosen Mann, der von Neuem bitterböse verarmte, erinnern, daß man selbst dem Teufel das Wort halten müsse. Wo die Mühle gestanden war, dort gibt es heute einen Wasserfall von einem Meter Tiefe. Die Tiefe des Bachbettes mißt vier Meter. Das wurde so erst im Laufe der Tage.

Die Höhle bei Onuth.

(Kleinrussisch.)

Unfern von Onuth erhebt sich über den Dniester ein mächtiger Felsen; die Bewohner nennen ihn „skała". Das Innere des Felsens bildet eine tiefe Höhle, die an einen Zimmerraum erinnert. Nicht weniger als hundert Menschen würden Platz darin finden, aber sie müßten sich schon Gewalt anthun, wenn sie hinein kommen wollten, denn der Zugang ist so klein, daß ein einzelner Mensch schwer denselben zu passiren vermag. Der Sage nach hatten sich im Beginn der Türkenzeit Mönche aus der Bukowina hierher geflüchtet, denn die Türken hatten ihre Klöster zerstört und ihr Hab und Gut geraubt. Damit sie ihr Leben retten könnten, verbargen sie sich in diesem Felsen und machten aus der Höhle — so gut es ging, — Wohnhaus und Kirche. Spuren eines Altars sind

noch immer vorhanden. In der Nähe derselben steht heute ein Tischchen, auf welchem beständig Kerzen brennen, die von den Bewohnern des Dorfes Onuth gespendet werden. In der Mitte der brennenden Kerzen befindet sich ein Kruzifix. Aus einer Seitenwand fließt eine Quelle, deren Wasser von heilsamer Wirkung sein soll.

Der Räuberbrunnen.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Vor vielen Jahren hausten Räuber im Walde von Tereschenty. Durch diese wurde die Gegend in derartige Unsicherheit versetzt, daß Militär aufgeboten werden mußte. Aber alle Bemühungen desselben waren vergeblich; weder die Räuber noch ihr Lager konnte aufgefunden werden.

Die Vorsicht der Räuber scheiterte indessen an einem Mädchen, das sich eines Tages aus Tereschenty in den Wald begab und Erdbeeren sammelte. Ehe das Mädchen die Gefahr ahnte, war es schon in der Gewalt der Räuber. Das Mädchen wurde in die Räuberhöhle gebracht und dort zurückbehalten. Kein Weinen und kein Flehen half, um sich dieser Gewalt zu entwinden. Nach einigen Monaten hatte sich das Mädchen an ihren neuen Aufenthalt gewöhnt, ja noch mehr, es hatte sich sogar das Vertrauen der Räuber in dem Grade erworben, daß es öfter zum Brunnen hinaus geschickt wurde, um Wasser zu holen. Eine solche Gelegenheit benützte einmal das Mädchen, um nach Tereschenty zu eilen, ihren Aufenthalt dort zu melden und Lager und Eingang der Räuberhöhle zu beschreiben, um auf

diesem Wege es möglich zu machen, daß die Räuber eingefangen würden.

Unter solchen Umständen gelang die Aufhebung der schädlichen Menschen, und der Brunnen, der Anlaß dazu gab, daß die Banditen beseitigt wurden, heißt bis zur Minute der Räuberbrunnen.

Die Schätze des Kain.

(Romänisch.)

Unter den beiden Bergen Adam und Eva bei Kimpolung befindet sich eine Höhle, in welcher die Schätze Kains verborgen sind. Derjenige kann diese Schätze gewinnen, der erstens auch seinen Bruder erschlagen hat und zweitens wie Abel ein Schafhirt ist. Die Hebung des Schatzes ist blos am Johannistage möglich.

Der Meierhof.

(Slovakisch.)

Zwischen Kaczyka und Solonetz soll einstens ein stattlicher Meierhof gestanden haben. Als eines Tages ein Priester mit dem Sacramente des Altars ausgerüstet zu einem Schwerkranken pilgerte, trat er in den Meierhof, um sich dort an einem Trunk Wasser zu laben. Der Küster folgte ihm. Aber kaum waren die Beiden in den Hof getreten, da wurden sie mit Spott empfangen; als sie hierauf den Trunk Wasser begehrten, da zerrten sie die Knechte zum Viehtrog und zwangen sie, aus demselben zu trinken. Der Herr des Hofes sah diesen Frevel, aber anstatt demselben Einhalt zu thun,

befahl er den Knechten, die beiden Wanderer in jeder Weise zu mißhandeln. Das geschah, zuletzt wurden noch die Hofhunde gegen Priester und Küster gehetzt. Mit offenen, blutenden Wunden entrannen die Beiden ihrem Verderben, kaum daß sie das nackte Leben retten konnten.

Das Alles geschah an einem Ostersonntag, da die Glocken im ganzen Lande so feierlich klangen und die Menschen so andächtig in Haus und Kirche beteten.

Die Strafe Gottes sollte indeß nicht ausbleiben, denn plötzlich verfinsterte sich der Himmel und unter Donner und Blitz versank der ganze Meierhof. Menschen und Vieh gingen zu Grunde und an der Stelle, wo der schöne, stattliche Meierhof stand, bildete sich allsobald ein ansehnlicher Teich, der noch heute besteht. Die Fische drin sind die Menschen, die Kröten die Hunde.

Böser Geist.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Auf dem Lande ist der Brauch, daß sich an langen Winterabenden Mädchen besuchen, um gemeinsam eine dringende Arbeit zu verrichten. Unter den Mädchen, die so zahlreich sich zu versammeln pflegen, daß sie häufig eine große Stube ausfüllen, sieht man auch oft junge Bursche, die zur Belustigung gerne ihr Schärflein beitragen. Auf dem Wege zu einer solchen Arbeitsstube begegnete einst ein junger Bursche eine Katze, die unter einem Planken stand und schmerzlich miaute. Mitleidig hob der Bursche das Thier auf, streichelte es und sagte; „Armes Thierchen, wer hat dir etwas zu

Leide gethan?" Aber im Nu war ihm die Katze auf dem Nacken gesessen und wollte von dort auf keinen Fall weichen. So kam er in den Hof; hier gelang es ihm endlich, durch Schläge und Püffe die Katze von sich zu entfernen. Aber merkwürdig! — Kaum daß das Thier den Boden erreichte, verwandelte es sich in einen weißen Mann und der sprach zum Burschen: „Warte nur, warte, Du wirst gewiß nicht lange leben!" Mit diesen Worten verschwand der Mann und zwar in der Gestalt eines feurigen Blitzes.

Bald darauf starb der junge Bursche, denn er war von einem bösen Geist heimgesucht worden.

Der Teich bei Werenczanka.

(Kleinrussisch.)

An der Südseite von Werenczanka befindet sich ein angeblich unergründlicher Teich. Die Sage erzählt von ihm:

Ein Bauer von Werenczanka ackerte auf seinem Felde. Da überraschte ihn die Nacht und er zog heim. Als er des anderen Morgens seine Arbeit fortsetzen wollte und wieder auf dem Felde erschien, da gewahrte er zu seinem größten Schrecken, daß der ganze Theil seines Ackerfeldes, den er tagsvorher beackert hatte, mit Wasser bedeckt und zum Sumpf geworden sei. Der Bauer ließ den noch nicht bearbeiteten Theil seines Feldes brach liegen, denn er fürchtete, daß diesen ein gleiches Schicksal treffen würde. Nach und nach ist aus dem Sumpf ein Teich geworden, der von manchen stattlichen Fischen bevölkert wird. Er heißt Bulbona, weil sein Eigenthümer auch so hieß.

Piatra crucei.

(Romänisch.)

Auf dem Wege von Solka nach dem Kloster Suczawitza, der durch eine, kaum befahrbare Schlucht führt, erhebt sich der Piatra crucei (Kreuzberg), dessen Name von einem Kreuze herrührt, das seine Spitze schmückt. Wer von dort Rundschau gehalten, begreift die wunderbare Schönheit der Bukowinaer Gebirgswelt.

Schlucht und Gebirg waren vor grauen Jahren das Terrain des Räuberhauptmanns Alexei. Im ganzen Hochlande hatte dieser seine Leute, hier unter den Romänen, dort unter den Huzulen; bald waren sie seine Hehler, bald seine Spione. Mordfälle kamen selten vor, denn Alexei befahl nur im Vertheidigungsfalle Gebrauch von den Waffen zu machen.

Wenn kein Reisender Anlaß zu räuberischer Thätigkeit gab, so griff Alexei gerne zur Waffe, um die Wälder zu durchstreifen, und hier ein Reh, dort einen Hirsch zu erjagen. Eine solche Zeit führte ihn eines Tages auf diese Berge und war er so glücklich, einen Sechzehnender aufzutreiben, den er von Fels zu Fels unabläßig verfolgte. Schon schien das schöne Thier die Beute des Jägers werden zu sollen, als der Himmel sich verfinsterte und ein furchtbares Gewitter losbrach. Die einschlagenden Blitze und ihr greller Widerschein, der rollende Donner und sein tausendfaches betäubendes Echo machten das Herz des Jägers plötzlich erzittern. Sein Entsetzen mehrte sich, als aus dem Felsen eine weiße Gestalt mit weißem Barte und weißem Scheitel heraustrat. Schon wollte Alexei

zurücktreten und der drohenden Gefahr enteilen, als der Geist ihm beruhigend die Worte zurief: „Fürchte nichts, ich bin der Gott dieser Wälder und will mit Dir einen Pakt schließen, damit Du meine Thiere verschonst!“

Alexei war gerne bereit; er verpflichtete sich, die Thiere dieser Wälder zu schonen, der Berggeist dagegen sicherte ihm seinen Schutz gegen jede Kugel zu, die ihn aus feindlicher Waffe treffen soll. „Nur gegen jene Kugel habe ich keine Macht, die in ungesäuertem Teig gewickelt an zwei Ostersonntagen vor dem heiligen Altar geweiht wird. Eine solche Kugel allein bringt Dir Verderben.“

Das sprach der Berggeist und verschwand. Aber auch das Gewitter hörte plötzlich auf und Alexei stieg in das Thal in einem Augenblick, da der Himmel sein schönstes Blau über ihn spannte.

Von nun an waren die Thiere des Waldes geschont, aber um so leidenschaftlicher ergab sich jetzt Alexei den Räubereien; das Terrain seiner Thätigkeit wuchs, die Furchtbarkeit seines Namens erfüllte die Gemüther weit und breit mit Schrecken und Entsetzen. Und dennoch konnte ihn kein Schuß unschädlich machen, wie oft auch derselbe ihn zum Ziele nahm. Dagegen streckte seine Kugel den heranstürmenden Feind um so sicherer nieder.

Alexei schlief unter freiem Himmel, Häscher kamen und schossen auf ihn; die Kugeln prallten zurück und trafen diejenigen, die sie gesandt hatten. — Alexei weilte beim Liebchen; da ward er überfallen und von zwanzig Läufen bedroht. Aber zehn Häscher ergriffen die Flucht, zehn andere wälzten sich in ihrem Blute.

„Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen!“ sagte einmal ein Häscher seinen Gefährten. „Ich will, ich muß Euch den Mann stellen. Die schöne Anitza ist des Räubers angebetete Geliebte; diese werde ich gewinnen, daß sie mir das Geheimniß entdecke, wie Alexei überwunden werden kann.“

Der Mann hielt Wort. Er suchte Anitza auf und wiederholte seine Besuche so lange, bis er sich in ihr Vertrauen eingeschlichen hatte. Das geschah dadurch, daß er dem Mädchen die Heirat versprach und Anitza jenes Glück in sichere Aussicht stellte, das sie mit Alexei vergeblich anstrebe. Habe doch dieser keine andere Zukunft, als im Kampfe erschlagen zu werden oder auf dem Hochgericht zu sterben.

Anitza ging in sich und erkannte immer mehr, daß der Mann recht habe. Bald schämte sie sich, mit einem Verbrecher ein Liebesverhältniß zu pflegen. Einem solchen Augenblick entfuhr ihr das Geheimniß, unter welchen Umständen Alexei getödtet werden könnte.

Die Winke wurden benützt, die im Geheimniß enthalten waren. — Soeben trat die Charwoche ein; Kugeln wurden gegossen und in ungesäuerten Teig gehüllt. Man legte sie am Ostersonntag auf den Altar und der Priester weihte sie, ohne zu ahnen, was das Brod verbarg. Dasselbe geschah auch nach Ablauf eines Jahres, als ein neuer Ostersonntag die Leute zur Brodweihe rief. Der alte Pfarrer in Solka gab unbewußt seinen Segen zum Morde, der lange vergeblich angestrebt, endlich zur Ausführung gebracht wurde.

Alexei befand sich bei Anitza, die aus Angst ihre conträren Gefühle während des ganzen Jahres

verborgen hatte. Auch ihn freute das schöne Osterfest, die Heiligkeit des Tages erfüllte auch seine Brust. Da sah er bewaffnete Männer die Straße heranziehen, an welcher Anitza's Haus stand. „Oho!" rief er lachend. „Gilt das mir? — Wollen wieder einige meiner Feinde sich den Tod abholen?" Dabei griff er nach seiner Waffe. Anitza fuhr auf, trat an's Fenster und erkannte ihren zweiten Buhlen. „Fliehe, fliehe Alexei, denn Du bist verrathen!" rief sie aus und brach zusammen. Der Schrecken lähmte ihre Glieder, das Bewußtsein des Verrathes benahm ihr die Sprache. Alexei begriff die Lage, in der er sich befand, und begrüßte die Kommenden mit mehr als einem wohlgezielten Schusse. Dieser wurde heftig erwiedert, das Haus erstürmt, Alexei in jene Lage gebracht, aus welcher ein Entkommen unmöglich war. Da stürzte, zum Sterben bereit und entschlossen, so theuer als möglich sein Leben zu erkaufen, Alexei in die Schaar der Männer und schlug mit umgekehrter Flinte um sich, so daß hier ein Feind und dort ein Zweiter mit zerschmettertem Haupte unter seinem Gewehrkolben zusammenbrach. In diesem Augenblicke aber fiel ein Schuß, eine geweihte Kugel entflog ihm, sie kannte ihr Ziel und traf sicher. Mitten durch das Herz geschossen, sank Alexei zu Boden. Wo weilten nur seine Gesellen? — Hurrah! erscholl es jetzt auf dem Tanzplatz. Seine Gesellen waren es, Romänen und Huzulen, die die Schüsse vernahmen, den Tanzplatz verließen und mit Sturmeseile zu Anitza's Wohnhaus eilten. „Hurrah!" erscholl es auch dort, und von Neuem entbrannte der Kampf, der Kampf auf Tod und Leben, der Kampf der unbän-

digsten Wuth und Rache. Wie der Sturmwind die Frucht auf dem Felde niedermäht, so mähten Alexei's Gesellen die Feinde ihres Hauptmanns. Kein Mann entrann dem Tode, auch Anitza's Buhle lag im Sande. Anitza selbst athmete nicht mehr, denn eine jener Kugeln, die Alexei zugesandt war, traf auch sie.

Die Sonne sank, es dämmerte, die Abendglocke klang. Ein langer Zug von Männern bewegte sich in diesen Augenblicken auf den Piatra crucei (Kreuzberg). In ihrer Mitte trugen sechs wettergebräunte Gesellen eine aus Weidenruthen geflochtene Bahre. Auf dieser ruhte der Gegenstand ihrer innigsten Liebe, ihr wackerer Hauptmann Alexei. Auf der Höhe der Piatra crucei hämmerten sie ihm in den Felsen hinein ein klaftertiefes Grab und unter den Melodien der Abendglockenklänge senkten sie ihn zur ewigen Ruhe.

Die ganze Gebirgsbevölkerung nahm Antheil an der Leichenfeier und kein Auge blieb trocken, das der stillen Feier beiwohnte.

Aber als die Leichenfeier beendet war, da riefen hunderte von Kehlen, so daß es weithin durch die Gebirge hallte: „Hurrah! Hurrah!“

Die beiden Brüder.

(Kleinrussisch.)

Unterhalb des Waldes bei Zuczka lebten einst zwei Brüder. Der Eine erfreute sich eines ansehnlichen Wohlstandes, und dennoch verging kaum eine Woche, während welcher er nicht seinen armen Bruder um irgend ein Hausgeräth bestahl. Als

er hierüber befragt wurde, warum er dies thue, antwortete er: er sei so arm wie eine Kirchenmaus.

Als die heilige Pfingstzeit kam, da ging der arme Bruder zum Reichen und holte den Pflug ab, der ihm gehörte. Mit diesem zog er eine Furche in die Erde, welche den Zweck hatte, den Grundbesitz des einen Bruders von jenem des andern zu scheiden. Dabei verfluchte er den ganzen Grundbesitz. Als er des anderen Tages zur Furche kam und sein gestriges Werk betrachtete, da bemerkte er, daß aus der Furche eine tiefe Schanze entstanden war, die sich beständig mit Sand füllte, hier mit weißem, dort mit gelbem, u. s. w. Im Laufe der Tage machte er die weitere Wahrnehmung, daß beide Grundbesitze, soweit sie nur reichten, vom Sande bedeckt wurden und zwar so, daß in der Folge auch nicht ein Grashalm diese Stätte zum Gedeihen sich erkor.

Der bewegliche Felsen.

(Kleinrussisch.)

Im Fluße Dniester unweit Onuth ragt aus den Wellen der Rücken eines Felsens hervor. Das Volk will wissen, daß dieser Felsen beweglich sei und daß er nicht in der Erde stehe, sondern ganz frei im Wasser schwimme. Gar Mancher, der diese Gegend bewohnt, hat wahrgenommen, daß in den Sommermonaten, insbesondere im Juli, sich um diesen Felsen unzählige Frösche versammeln und ihn mindestens zwei Decimeter höher heben. Bei dieser Arbeit befinden sie sich gar wohl, und singen so frisch und munter, daß man sie aus meilenweiter Ferne vernimmt.

Die Herrenbrunnen.

(Romänisch.)

Auf dem Felde bei Petroutz befinden sich drei Brunnen, die die Bewohner des Dorfes nie anders als Herrenbrunnen (Fântânele dómneï) nennen. Sie haben eine schöne Einfassungsmauer und ein vorzügliches Wasser. Die Güte des Wassers war schon zur Zeit Stefans des Großen gekannt; wenn dieser Fürst in Suczawa weilte, da trank er nie ein anderes Wasser, als jenes der drei Herrenbrunnen. Ja es kam sogar vor, daß der Fürst eine Fußpartie dahin unternahm, um an Ort und Stelle dieses herrliche Wasser trinken zu können.

Das Schild auf dem Baume.

(Romänisch.)

Im Walde bei Petroutz befindet sich eine Höhle, in welcher Räuber gehaust haben sollen. Ein alter hohler Baum, der sich nur spärlich mit einigen grünen Zweigen schmückt, steht abseits von der Höhle. Er trägt ein sonderbares Schild: eine Hand mit eingezogenen Gliedern, doch nach abwärts gerichtetem Zeigefinger, der genau nach der Höhle deutet. Das fiel wohl Manchem auf, der an der Stelle weilte, bis endlich ein Waldheger sich den Muth nahm, die Höhle zu durchforschen. Er war vom Glück begünstigt, denn er fand einen Kessel, der mit goldenen Schmucksachen und Dukaten gefüllt war.

Der Schäfer.

(Romänisch.)

In einem Felde von Kimpolung saß eines Nachts ein Schäfer; er blies die Schalmei und

blickte in die Flammen jenes Feuers, das er angemacht hatte, um sein Nachtmal zu wärmeu. In diesem Augenblick kam eine schwarze Katze und sagte dem Schäfer, sie sei verwünscht und könne erlöst werden, wenn sich jemand entschließen würde, auf dem nahen Berge drei Tage und drei Nächte die Schalmei zu blasen, ohne an Gott zu denken, am allerwenigsten aber zu beten. Dabei ließ die Katze merken, daß ihren Erlöser ein großer Schatz erwarte, der im Berge verborgen läge. Der junge Schäfer war thöricht genug, an die Erlösung zu schreiten, denn nachdem er drei Tage und drei Nächte, ohne an Gott zu denken, die Schalmei geblasen hatte, da brach er zusammen und athmete nicht mehr. Die Leute, die davon vernahmen und den armen jungen Schäfer vom Herzen bedauerten, pflanzten zur Erinnerung an ihn und an jenes Ereigniß ein Kreuz auf. Auch der Berg ist verschwunden, auf dem der Schäfer die Schalmei blies.

Dragosch.

(Romänisch.)

Die Bukowina hatte lange keinen Herrn. Da kam der Häuptling Dragosch und besah das Land. Als er wahrgenommen hatte, daß das Land mit Feld, Wald und Wasser reichlich versehen war, da kehrte er in die Marmarosch zurück, nahm alle seine Leute, führte diese in die Bukowina uud siedelte sich mit ihnen dort an, wo noch heute die „Dragosch-Felder“ bei Frumosul sich ausbreiten. Weil er unter den übrigen vornehmen Herren und Häuptlingen der thatkräftigste und angesehenste

war, so beschlossen alle, ihn zu ihrem Oberhaupte (Domnu) zu erwählen. Das geschah; er wurde Dragosch Woda genannt und war der erste Fürst des Landes, das damals freilich noch nicht Bukowina hieß.

Kaiser Alexander.

(Kleinrussisch.)

Als der russische Kaiser Alexander Czernowitz besuchte, lockte ihn der schöne Wald von Horecza in der Weise an, daß er eines Tages einen Spaziergang dahin machte. Nachdem er dort einige Zeit verweilt hatte, trat er den Rückgang an, wurde aber im Walde von Schäferhunden angegriffen, die sich in der Nähe der Kirche herumtrieben. Außer seinem Spazierstock hatte der Kaiser keine andere Waffe; der Stock jedoch reichte nicht aus, um sich mit Erfolg vertheidigen zu können. Deshalb brach der Kaiser einen Pfahl aus dem nahen Zaum und schlug mit diesem so lange um sich herum, bis auf das Rufen des Kaisers und das Gebell der Hunde Leute aus dem Dorfe kamen und den Kaiser befreiten. Alexander belohnte die Leute für ihren Diensteifer reichlich; die Leute dagegen trugen den Pfahl in die Katharinenkirche zu Horecza und hingen ihn an eine Kette nahe am Altare auf. Später mauerten sie ihn in die Wand ein, doch so, daß er gesehen werden konnte. Das geschah zur ewigen Erinnerung.

Vollkommen ermüdet kehrte der Kaiser heim. Das Haus, in welchem er gewohnt haben soll, steht noch heute. Es befindet sich in der Josefsgasse zwischen den Häusern Flondors und Petrowicz's

und gehörte dem damaligen Gemeindevorstand von Czernowitz, Andreas Klug.*)

Zerstörtes Glück.

(Romänisch.)

Unweit des Dorfes Kuczurmik erhebt sich ein steiler Hügel, Dzundzia genannt, auf dem sich noch heute Trümmer eines alten Mauerwerkes befinden. Sie rühren von einem Gebäude her, das vor vielen Jahren ein galizischer Einwanderer hier erbaute. Arm und elend war er als Schafhirt von der Herrschaft des Gutes aufgenommen worden, als Mann des Wohlstandes wurde er entlassen. Als solcher gründete er hier seine freundliche Wohnstätte, seinen eigenen Herd, seinen eigenen Familienkreis, und sein Glück war vollkommen.

So vergingen viele Jahre, aber endlich kam der böse Geist und vernichtete Alles.

*) Die Thatsache, auf die sich die Volkssage stützt, ist folgende: Franz II. und Alexander I. trafen in Czernowitz am 24. September 1823 ein und verweilten daselbst bis zum 29. September desselben Jahres.

Kaiser Alexander I. wünschte die Katharinenkirche in Horecza zu sehen und ging zu Fuß dahin. Nachdem er die Kirche besichtigt hatte, ging er incognito und vollkommen allein zum dortigen Ortspfarrer Theodor Suchopan. Dieser war auf den allerhöchsten Besuch des Monarchen in keinerlei Weise vorbereitet worden und so erklärt es sich, wie es kommen konnte, daß der Haushund des Pfarrers dem kaiserlichen Gast bedrohlich wurde. Der Kaiser glaubte sich nicht anders helfen zu können, als dadurch, daß er in rascher Eile einen lockeren Pfahl aus der schadhaften Weidenumfriedung riß und den Hund von sich abwehrte, bis Suchopan selbst erschien und das Thier zum Schweigen brachte. — Bei dieser Gelegenheit schenkte der Monarch der Katharinenkirche die Summe von 300 Dukaten.

Der Mann ordnete Aenderungen in seinem Stalle an, ohne zu ahnen, daß er durch diese Jemanden belästige. Bald war der Teufel bei ihm und stellte ihn zur Rede, was er denn dort treibe? „Weißt Du denn nicht, daß ich dort wohne?" sagte der Teufel. „Wie kannst Du mich so frech stören?" — „Du wohnst in meinem Stall?" fragte der Mann überrascht. „Davon hatte ich gar keine Ahnung. Sieh nur, daß Du wieder zur Hölle fährst, Du und Deine Sippe." Dabei machte der Mann das Kreuz und dachte an Gott. Wie das der Teufel sah, schlich er davon und zeigte sich nicht mehr.

Um so nachdrücklicher wirkte er aber aus der Ferne. Denn als einige Tage später der Mann in seinen Obstgarten trat, da fand er ihn so entsetzlich verwüstet, daß er ihn nicht mehr erkannte. Als er einige Stunden später in den Stall trat, da bemerkte er, daß ihm drei Pferde gestohlen worden waren. Als er hierauf auf das Feld ging, gewahrte er unter seinen Rindern den Abgang seiner drei schönsten Ochsen. Alle Nachforschungen erwiesen sich vergeblich, und der Mann begann zu glauben, daß der Teufel im Spiele sei. In der folgenden Woche wiederholten sich die Schäden derart, daß nicht blos in Garten, Feld und Wiese jede Ernte vernichtet ward, sondern daß ihm von seinen Thieren blos zwei Kühe und einige Schafe und Ziegen übrig geblieben waren. Aber auch diese sollten ihm in der dritten Woche geraubt werden, denn als er in den Stall trat, fand er seine Schafe und Ziegen todt, ebenso auch seine letzten beiden Kühe; diese hatten sich mit ihren

Hörnern gegenseitig durchbohrt und lagen übereinander. Auch sein Borstenvieh war in einer Nacht abgestanden; das Mutterschwein hatte zehn Junge geworfen, aber alle auch gleich verschlungen, wodurch es verendete. Blos die Köpfe der Ferkel waren geblieben als Zeichen, daß sie auf der Welt waren.

Aus allen diesen Dingen konnte der Mann deutlich erkennen, daß er der Rache des Teufels verfallen war. Eines Nachts lag er auf seinem harten Lager und dachte mit blutendem Herzen über seinen Jammer nach. Da konnte er vernehmen, wie sich jemand mit leichten Tritten im Vorhaus hin und her bewege. Es war der Teufel, der durch das Vorhaus schritt und in den Kamin kletterte. Dort mußte ein Stein locker geworden sein, denn der Teufel verlor den Halt und fiel hinunter auf den Herd. Da erhob sich der Mann von seinem Lager, bewaffnete sich mit einem Dreschflegel und schritt fluchend hinaus. Aber der Teufel saß schon wieder im Kamin, so daß der Mann ihm nichts mehr anhaben konnte. In seiner Ohnmacht schleuderte er ihm einen Fluch um den anderen nach, aber der Teufel, der die Flüche hörte, antwortete mit drohender Geberde: „Warte nur, warte, jetzt trifft Dich noch größerer Schaden!“

Und so war es auch! Noch in derselben Woche erkrankte des Mannes getreue Gattin; weder im Garten, noch auf dem Felde fand sich ein Kräutlein, das ihr zu helfen vermochte. Sie starb, ehe man es ahnen durfte. Wenige Stunden später — und ihr folgten zwei Töchter und ein Sohn. Kaum daß diese die Erde aufgenommen hatte, starb auch schon der zweite Sohn. Entsetzen erfaßte den Mann;

das Unheil war über ihn hereingebrochen und niemand konnte ihm wehren.

Von allen seinen Lieben blieb ihm blos ein Töchterchen. An dieses klammerte sich der Mann wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm. Aber auch dieses sollte er bald verlieren. Denn eines Tages benützte der Teufel die Abwesenheit des Mannes, trat in die Stube und würgte das Kind. Ehe ihm Hilfe geboten werden konnte, befand es sich nicht mehr unter den Lebenden.

Im Augenblick, da der Mann zurückkehrte, sprang eine Katze aus dem Zimmer: es war der Teufel. Im Davonlaufen rief er: „Jetzt kannst Du Dein Glück von Neuem zu begründen suchen. Ich werde Dich weiters nicht mehr belästigen. Meine Rache ist zu Ende!"

Der Mann antwortete nichts darauf, sondern stopfte die Pfeife, nahm seinen Stock, sperrte Thüren und Fenster ab und ging in die Welt. Er kam nie mehr zurück und kein Auge in der ganzen Gegend sah ihn wieder.

Das Haus blieb lange versperrt, aber endlich sprangen doch Fenster und Thüren auf. Unvorsichtigkeit oder Bosheit brachten es in Feuer und Flammen; Alles brannte nieder und das Mauerwerk barst dermaßen, daß es dem Druck der Hand, dem Stoß des Sturmwindes nachgab und zusammenfiel. Wenn die Leute dort vorübergehen, so befällt sie noch heute ein geheimes Grauen; in stürmischen Nächten steigert sich ihr Entsetzen, denn überall werden sie der Jammergestalten gewahr und überall vernehmen sie deren Weinen, Stöhnen und Aechzen. Man muß sich dort so bekreuzen, wie vor einer Kirche!

Der eiserne Stock.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Eines Tages spielten auf dem Cäcina Hirtenknaben. Da fand einer derselben einen eisernen Stock. Als hierauf um den Besitz des Stockes Streit unter ihnen entstand, da brach der Stock unter ihren Händen in mehrere Theile. Dabei sprangen aus seiner Höhlung in großer Menge Goldmünzen hervor, die geräuschvoll zu Boden fielen.

Die Knaben sahen sich einen Augenblick erschreckt an, fielen aber dann über die Goldmünzen her und bemächtigten sich derselben mit wilder Hast. Als sie indessen in die Stube traten und mit freudigem Herzen ihren Eltern die schönen Münzen übergeben wollten, da hatten sie — leere Hände und leere Taschen! —

Der Eremit Daniel.

(Romänisch.)

Im Osten des Dorfes Putna, hart am gleichnamigen Walde, befindet sich die berühmte Einsiedelei des Eremiten Daniel. Sie ist in einem Felsen eingehauen und besteht aus zwei Zimmerräumen, von welchen das eine ganz fensterlos, also dunkel ist. Der Eingang ist bereits zerfallen.

Die Sage erzählt: Der Mönch Daniel bewohnte zu allererst diese Zellen. Er galt nicht blos den christlichen Bewohnern der Bukowina als Heiliger, sondern stand auch bei den Türken, die damals häufig das Land heimsuchten, seiner persönlichen Würde und Frömmigkeit wegen in hohem Ansehen.

Nach einer verlorenen Schlacht flüchtete Stefan der Große, Fürst der Moldau, in die Wälder des heutigen Dorfes Putna. und kam zur Einsiedelei, wo er beim Eremiten Aufnahme fand. Weil dem flüchtenden Fürsten eine Anzahl Türken nachjagte, so suchte Daniel diese dadurch zu täuschen, daß er sich an den Eingang seiner Wohnung aufstellte und genau nach einer bestimmten Richtung hinsah. Als hierauf die Verfolger ihn befragten, ob er nicht einen flüchtigen Krieger gesehen hatte, wies er ihnen mit der Hand die Gegend, in welcher er soeben einen bewaffneten Mann verschwinden sah. Der dürfte jedenfalls der Gesuchte sein! So führte er die Türken auf eine falsche Fährte und Fürst Stefan gewann Zeit, seine Flucht unter günstigeren Umständen fortzusetzen. Das Volk ist gern bereit, die Einsiedelei jedem Fremden zu zeigen und nennt dieselbe „Chilia“, das heißt Mönchszelle.

Nächtlicher Spaziergang.

(Romänisch.)

Ein Bauer aus Lisaura war mit seinem Knaben eines Nachts in sein Dorf zurückgekehrt. Als er sich etwa hundert Schritte von seinem Hause befand, erschien ein kleiner schwarzer Mann und winkte Beiden, ihm zu folgen. Der Knabe, der ermüdet war, eilte indessen nach Hause; der Bauer dagegen folgte dem kleinen Mann, wohin ihn dieser auch immer führen mochte, denn ihn zog ein mächtiger Zauber zu ihm. Als er zurückkehrte, da dämmerte bereits der Morgen. Nun erzählte er seinem Weibe sein Unglück. Der kleine schwarze Mann hatte ihn

durch Wald und Steppe, durch Sümpfe, Bäche und Moräste geführt und zwar mitten durch. Das geschah mit der Schnelligkeit eines Pferdes. Wenn er die Entfernungen messen könnte, die er während der wenigen Nachtstunden zurückgelegt hatte, so würden sie zusammen gewiß die Länge von zehn Meilen bilden. Trotzdem sagte lachend der Schwarze: „Das war nur eine Probe! Warte, nächstens komme ich wieder; dann wollen wir unsern Spaziergang verlängern!“

Die beiden Hügel.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Im Pruththal lebten einst zwei Riesen, der Eine am rechten Ufer des Flusses, der Andere am linken. Weil sie mit einander befreundet waren, so halfen sie sich mit allerlei Dingen aus; diese reichten sie sich über den Fluß in der Weise, wie wenn der Pruth die Breite eines Zwirnfadens gehabt hätte. Bei einer solchen Gelegenheit fiel einmal dem Einen die Hacke in den Fluß; weil die Fluten mächtiger waren, als daß man vermocht hätte, auf den Grund zu sehen, so stellte der Riese seinen Fuß in den Pruth und hemmte damit das Fortströmen des Wassers. Auf diese Art war es ihm ein Leichtes, die Hacke aus dem Rinnsal zu heben.

Zur Erinnerung an die Riesen haben spätere Menschen zwei mächtige Hügel errichtet, die noch heute im Pruththal stehen und als Grabhügel der Riesen bezeichnet werden.

Die Höhle im Horeczaer Wäldchen.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Es sind gewiß sehr viele Jahre abgerollt seit jener Zeit, da im Wäldchen zu Horecza ein Kloster stand. Von diesem sind keine Spuren mehr zu finden und kein Mensch kann heute sagen, wo es gestanden haben mochte. Ein Ueberbleibsel aus jener Klosterzeit ist die sogenannte Räuberhöhle. Die Mönche des Klosters haben sie graben lassen, um ihren Bienen einen entsprechenden Winteraufenthalt geben zu können. Weil das Kloster im Rufe großer Reichthümer stand, sammelten sich eines Tages räuberische Hirten, verjagten die Mönche, verbrannten und zerstörten das Kloster und bemächtigten sich schließlich auch der Höhle. Diese wurde fortan ihr einziger Aufenthalt; hier wohnten sie, hier sammelten sie sich zu ihren Raubzügen, hier speicherten sie alle jene Dinge auf, die sie durch Raub an sich brachten. Darüber vergingen viele Jahre; da kamen die Türken in die Bukowina. Diese merkten bald, daß im Walde Menschen lebten, aber sobald sich ein Türke zeigte, eilten diese Menschen ihrem Verstecke zu. Neugierig geworden, durchstöberten die Türken den ganzen Wald; endlich fanden sie die Höhle und nahmen die Räuber gefangen. Ihr Hauptmann allein entkam dem Tode, denn dieser hatte sich in die Schatzkammer der Höhle geflüchtet und war dort in Ohnmacht gefallen. Noch heute befindet er sich dort und zwar im genannten Zustande. Allerdings bemühten sich die Türken, auch in die Schatzkammer zu dringen, aber alle ihre Versuche scheiterten. Sie blieben draußen und

je mehr die Zeit fortschreitet, desto geringer werden die Aussichten, die Schatzkammer zu betreten. An der Person des in Ohnmacht ruhenden Räuberhauptmannes haftet jener Zauber, durch welchen Jeder getödtet wird, der in die Schatzkammer zu dringen sucht. Würde es aber einem Eindringling gelingen, den Räuberhauptmann zu tödten, bevor diesen die Ohnmacht verläßt, dann könne derselbe gewiß sein, daß alle Schätze ihm zufallen.

Der gute Wunsch.

(Jüdisch.)

Vor vielen Jahren lebte in Radautz ein alter Rabiner, der im Rufe großer Weisheit und Frömmigkeit stand. In seiner letzten Lebenszeit beschloß er, Radautz zu verlassen und in sein Heimatland auszuwandern. Am Vortage seiner Abreise fand in Radautz ein großer Brand statt. Dieserwegen waren jene Gemeindeglieder, die bestimmt gewesen, dem frommen Rabi das Ehrengeleite zu geben, nicht vollzählig erschienen. Unter dem Eindrucke jener beiden Ereignisse sprach der alte Mann: „Zum Schlusse wünsche ich Euch und der Stadt, der liebe Gott behüte Radautz vor einem großen Brande! Ich werde dafür beten!“

Damit reiste der Rabi ab. Wunsch und Gebet mochten zu guter Stunde gesprochen worden sein, denn Radautz wurde seit jener Zeit von keinem nennenswerthen Brande mehr heimgesucht.

Czorna Uka.

(Kleinrussisch.)

Uka war ein liebes Weibchen und eine hoffnungsvolle junge Witwe, trotzdem daß sie diesen

Namen führte. Wenig höfliche Menschen fanden, daß ihre Gesichtsfarbe etwas dunkel war, noch weniger höfliche meinten, daß sie geradezu schwarz gewesen wäre. So kam es, daß die arme Uka allgemein die schwarze Uka (czorna Uka) genannt wurde. Sie hatte zwei Söhne; diese wuchsen zu ihrer Freude heran, denn sie bewiesen, daß sie gute Wirthe waren. Weil damals alles Land noch herrenlos war, eignete sich der ältere Sohn ein großes Besitzthum zu und baute einen Berg, dem er seinen eigenen Namen Tabojeszcze gab. Dasselbe that später der jüngere Sohn Berdo auch. So flogen die Vögel aus und bauten ihre eigenen Nester. Nur die Mutter blieb an Ort und Stelle und hatte die Freude, daß sich ihr zu liebe auch andere Menschen auf ihrem Terrain ansiedelten. Die Ansiedelung gedieh nach und nach zu einem freundlichen Dorfe, das in dankbarer Erinnerung an die schwarze Uka (czorna Uka) ihren Namen beibehielt. Wir nennen das Dorf heute: Czarnauka!

Die Denksäule bei Wama.

(Romänisch.)

Als der Wojewode Michael Rakowitza als Fürst der Moldau regierte, waren Ungarn und andere Stämme in der Absicht in die Moldau eingedrungen, die Stadt Jassy zu erobern uud den Fürsten gefangen zu nehmen. Der Fürst sammelte indessen rechtzeitig genug seine Krieger und schlug den Feind so, daß er deren Leichname klafterhoch über einander legen konnte.

Noch heutigen Tages spricht von dem herrlichen Sieg eine etwa sechs Meter hohe viereckige

Denksäule bei Wama. Sie trägt auf allen ihren Seiten Inschriften, die meist vom Regen so sehr verwaschen sind, daß die Inschriften nicht mehr gelesen werden können. Die Errichtung der Denksäule fällt in die Jahre 1716 bis 1720.

Die Raubritter.

(Deutsch, kleinrussisch und romänisch.)

Rechts an der Fahrstraße, die von Czernowitz nach Lużan führt, bemerkt man halbmondförmig aufgeworfene Schanzen.*) In der Nähe derselben, doch links an der Fahrstraße gewahrt man ferners zwei Kreuze; das eine derselben steht ordnungsmäßig aufrecht, das andere dagegen ist in den Erdboden derart eingesunken, daß blos der obere und ein Seitenarm sichtbar sind. Forscht man noch einen Augenblick im Umkreis, so bemerkt man derartige Spuren menschlicher Thätigkeit, die auf ein hohes Alter schließen lassen.

Die Volkssage hat sich aller dieser Erscheinungen bemächtigt und belebt diese Oertlichkeit mit Gestalten aus alter Zeit. Sie erzählt:

Wenn man um die Mitternachtsstunde des zweiten Pfingsttages sich an dieser Stelle befindet, so wird man unwillkührlich von Schauer und

*) Dieselben rühren von einem Hilfscorps her, das Conrad, Fürst von Masovien, dem polnischen König Johann I. Albrecht in die Moldau zu senden beabsichtigte. Der König befand sich damals krank in Czernowitz; seinen Uebergang über den Pruth konnte er durch große Opfer ermöglichen. Einige tausend litthauische Reiter und 600 Masuren wurden hier vom moldauischen Hofrichter Boldor Sonntag, 29. October 1497 angegriffen und zum großen Theil vernichtet.

Schreck erfaßt. Denn es öffnet sich dort, wo das aufrecht stehende Kreuz sich befindet, plötzlich die Erde und heraus tritt ein Ritter mit langem mächtigen Barte, blankem Schwerte, glänzendem Helm und klirrenden Sporen. Auf sein Geheiß folgen ihm gleich zehn andere Ritter; es sind seine Genossen, die ihm zu Diensten stehen und sich in dem Straßengraben niederkauern, als wollten sie einen Ueberfall in Scene setzen. Man braucht nur einige Augenblicke zu warten, da vernimmt man aus geringer Entfernung das Rollen eines Wagens, das mit mächtigem Geklapper verbunden ist. Der Wagen ist mit Waaren bepackt und vom Kaufmann und dessen Familie eingenommen. Sobald sich derselbe den Rittern nähert, springen alle hervor und überfallen das Fuhrwerk. Ihr Anführer ersticht den Kaufmann, dessen Weib und dessen Kinder, andere thun dasselbe mit dem Kutscher und dessen Gattin. Inzwischen erhebt sich innerhalb der halbmondförmigen Verschanzungen eine stolze Ritterburg, die mit Thürmen und Schießscharten versehen und mit Fahnen geschmückt ist. Zwei Männer fallen den scheuen Pferden in die Zügel und der Wagen wird unter dem Knallen der Peitschen und dem Geschrei der Ritter in die Burg gebracht, deren Thore sich knarrend öffnen und schließen.

Das geschieht wohl jedes Jahr, ohne daß es jemals einem Menschen gelungen wäre, am folgenden Morgen nachzuweisen, daß Nachts an dieser Stelle ein so blutiges Ereigniß stattgefunden haben würde.

Auf dem Kreuzwege.

(Deutsch, romänisch, kleinrussisch, polnisch.)

Ein Mann aus Sereth machte zur Nachtzeit den Gang vom Dorfe Negostina. Als er um Mitternacht auf dem Kreuzweg sich befand, da überfiel ihn leichten Trittes ein kleines winziges Männlein, das kaum eine Spanne hoch war. Obgleich der Mann das kleine Männlein in die erste beste Tasche hätte stecken können, so war er dennoch vollkommen machtlos diesem Wesen gegenüber. Dieses führte ihn über Stock und Stein, über Berg und Thal in meilenweite Fernen, ohne daß der Mann sich widersetzen konnte. Als endlich der Morgen anbrach, war das Männlein verschwunden und der Serether fand sich wieder auf dem Kreuzwege, aber sterbensmüde, gebrochen an Geist und Körper.

Am folgenden Morgen erzählte der Mann sein Abenteuer und stellte zur Erinnerung an dasselbe ein in Stein gehauenes Kreuz auf dem Kreuzwege auf.

Im neuen Hause.

(Kleinrussisch.)

Junge Eheleute hatten einmal zu Horoschoutz eine nagelneue Wohnung bezogen, aber schon in der ersten Nacht mußten sie die Wahrnehmung machen, daß im Hause etwas nicht ganz richtig sei und umgehe. Legten sie heute etwas auf den Tisch, so fanden sie es morgen unter dem Tische, stellten sie eine Wasserkanne in das Vorhaus, so fanden sie dieselbe morgen im Stall oder gar im Kamin.

Als eines Tages die junge Frau den Backofen heizte, da begann es an den Fenstern zu zerren und zu rütteln, wie wenn eine feindliche Hand dort thätig gewesen wäre. Im Kamine sauste der Sturmwind, auf dem Herde prasselten nicht vorhandene Flammen und im Backofen selbst rauschte es, wie wenn zwanzig Schornsteine in Brand gerathen wären. Zum Schlusse krachte es wie aus einem Feuergewehr und Holz und Kohlen stoben auseinander, wie wenn der böse Geist darunter gewesen wäre.

Die junge Frau war vor Schrecken starr geworden, und schon hatte sie den Entschluß gefaßt, das Haus für immer zu verlassen, als ihr eine Wahrsagerin in den Wurf kam, die ihr sagte, daß es sehr thöricht wäre, die schöne neue Wohnung zu meiden und ihr rieth, doch etwas zur Beruhigung jener Geister zu versuchen, die dort herumirren. Auf jener Stelle, auf der sich heute das neue Haus befinde, müsse Jemand verunglückt sein und zur Versöhnung seines Geistes sei eine feierliche Weihe (obid) nothwendig.

Als die beiden jungen Eheleute nachforschten, ob die Angaben der Wahrsagerin begründet seien, vernahmen sie, daß an der Stelle des Hauses einstens eine Obstdörre (loznia) gestanden hatte. Muthwillige Knaben hätten dort mit Feuer gespielt, wodurch das Geflecht in Brand gerieth, bei welcher Gelegenheit zwei Kinder verbrannten.

Nun wußte man Ursache und Mittel und handelte darnach. Die Folge davon war, daß de Geisterspuck allsobald aufhörte.

Nächtliche Fahrt.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Einmal fuhr ein Bauer aus der Mühle nach Hause. Als er um Mitternacht auf das Feld gelangte, das man Oserescze nennt, da blieben die Ochsen plötzlich stehen und wollten sich auf keinen Fall fortbewegen. Der Bauer wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Da er kein Hinderniß kannte, so glaubte er, das Ganze sei ein Werk des Teufels. In seiner Herzensnoth fing er zu beten an und gelobte, sobald er aus seiner Bedrängniß befreit werden würde, an dieser Stelle ein Kreuz zu errichten. Kaum hatte er das Gelöbniß ausgesprochen, da trollte sich das lässige Gespann und der Bauer war wieder vergnügten Herzens.

Saß, Fürst von Sereth.

(Romänisch und deutsch.)

Zur Zeit, als Fürst Saß über Sereth regierte, war dort Vieles anders als heute. Selbst der Berg Horodischte fehlte damals; diesen ließ erst der genannte Fürst aufbauen und zwar von seinen Rittern, die den Auftrag erhalten hatten, in ihren Helmen Erde zu jener Stelle zu tragen, auf welcher der Berg hatte errichtet werden sollen. Nachdem der Berg fertig geworden war, ließ er sich dort eine Burg erbauen und — weil er ein frommer Mann war, — durfte auch eine Kirche nicht fehlen. Diese ließ er nicht auf dem Berge, sondern im Thal erbauen und nannte er sie die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit (Troiţa, Treime). Damit

der Gang zur Kirche bequemer sei, ließ er Kirche und Burg durch eine lange Brücke verbinden, die durchweg aus Kupfer bestand.

Das Alles sah des Fürsten Gattin und diese beschloß, ein Gleiches zu thun. Weil sie aus dem siebenbürgischen Sachsenlande stammte, so wünschte sie eine Kirche zu erbauen, die ihrem Glaubenseifer und ihren Glaubensgenossen entsprechen sollte. Der Fürst widersprach einer solchen Gründung und ließ heimlicher Weise Nachts Alles zerstören, was während des Tages aufgebaut wurde. So kam der Bau der Fürstin niemals zu Stande.

Als die fürstliche Familie durch ein Söhnchen bereichert wurde, da regte sich in der hohen Dame der Wunsch, den Prinzen ihrem Glauben zuzuführen. Es gelang ihr auch, ihren Wunsch durchzusetzen, aber das war ihr und ihres Kindes Verderben. Denn der Fürst ließ Kanonen auffahren und jenes Haus, in welchem die Taufe stattfand, bis auf den Grund zerstören.

Nach diesem traurigen Ereignisse beschloß der Fürst, Sereth zu verlassen. Schon nach wenig Tagen zog er mit seinem Gefolge ab und kam nicht wieder. Seine Burg war ohne Schutz geblieben und jedem Zufall preisgegeben. Darum verfiel sie im Lauf der Jahre; ihr Material wurde zum Aufbau anderer Gebäude benützt und so kommt es, daß heute nicht einmal Spuren vorhanden sind, die andeuten könnten, wo Fürst Saß einstens residirte.

Dubrowa.

(Kleinrussisch.)

Ein alter Mann aus dem Dorfe Kuczurmik verspätete sich eines Tages auf dem Heimgange so,

daß ihn die Nacht auf freiem Felde überraschte. Da kam ein kleines putziges Wesen und führte ihn über schneeige Aecker und Wiesen so lange, bis ihn die Kraft verließ und er gebrochen niedersank. In diesem Augenblick verschwand das kleine Wesen und überließ den alten Mann seinem Schicksal. Dieser erkannte immer mehr, daß er es mit dem Teufel zu thun hatte. Da entsann er sich einer alten Sage, die lebhaft räth, den Teufel dadurch zu bekämpfen, daß man seine Fußspuren befühlt. Er beschloß nicht nur dies, sondern auch noch mehr zu thun, breitete sein Tuch aus, löste vorsichtig den vom Teufel niedergetretenen Schnee und sammelte solcher Fußspuren mehrere. Mit diesen wankte er nach Hause. In der Nacht darauf kam der Teufel, pochte an das Fenster und begehrte Einlaß. Dieser wurde gewährt und der Teufel verlegte sich nun auf das Bitten. Dieses nutzte aber nichts, denn der Mann nahm die Axt zur Hand und hieb in den Teufel mit solcher Gewalt ein, daß er den Schlägen erlag. Jetzt zerstückelte der Mann den Teufel, verbrannte sein Fleisch und warf seine Knochen weit hinaus. Mit dem frohen Bewußtsein, ein gutes Werk gethan zu haben, legte sich der Mann nieder und schlief bald ein. Als er des anderen Morgens auf seinem Lager erwachte und zum Fensterchen hinausblickte, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß das Stück Erde, auf dem sein Häuschen stand, zum Hügel geworden und daß aus den Knochen des Teufels ein wahrer Wald der schönsten und herrlichsten Eichenbäume empor gewachsen war. Das Wachsen des Hügels und der Bäume dauerte tagsüber bis zum ersten Ruf der

Hahnes in der folgenden Nacht fort. — Wald und Hügel stehen noch heute herrlich da; das Volk nennt dieses Terrain „Dubrowa" (Eichengehölz).

Die drei Weiden.

(Romänisch.)

Wenn man aus Suczawa, an St. Illie vorbei, südwärts fährt, endlich die in schnurgerader Richtung laufende Fahrstraße verläßt und gegen Illischestie einbiegt, so wird man von einem reizenden Thal empfangen, das auf der Südseite sich verengt, auf der Nordseite dagegen immer breiter wird und die herrlichste Fernsicht über einige kleine Ortschaften gewährt. Links an der Fahrstraße gewahrt man drei schwarze Punkte, die immer deutlicher hervortreten, je rascher das Rad in das Thal hinabrollt. Es sind drei stattliche Weidenbäume, die seit Alters hier stehen und das schöne Thal schmücken.

Unweit dieser drei Bäume stand einst ein stattliches Haus, in welchem ein liebes Mädchen blühte, das mancherlei Freier besaß. Ihre Wahl schwankte zwischen dreien, von welchen der Eine blond, der Andere braun, der Dritte schwarz war. Drei Jahre vergingen und sie wußte noch immer nicht, für welchen sie sich entschließen sollte. Da kamen die Türken und führten ihr die drei Freier weg. Jetzt hatte sie keinen, und sie grämte sich dieserwegen so sehr, daß sie bald darauf starb.

Kurz vor ihrem Tode hatte sie auf jenem Platz, den sie mit ihren Freiern am häufigsten betrat, drei zarte Bäumchen gepflanzt. Sie galten der

Erinnerung an ihre Liebe. Das Haus ist längst nicht mehr vorhanden, und läßt sich auch keine Spur mehr entdecken, wo es sich einstens erhob, aber die Bäume stehen noch und erfreuen das Auge des Menschen durch ihr liebliches Grün und ihre herrliche Blätterfülle.

Der Ueberfall im Walde.

(Kleinrussisch und romänisch.)

Vor mehreren hundert Jahren fand dort, wo heute die Eisenbahn aus dem Dereluithal nach Hliboka führt, ein mörderischer Kampf statt. Ein polnisches Heer wurde hier von einem romänischen überfallen und vollständig vernichtet. Der moldauische Wojewode hatte den Befehl gegeben, die Bäume jener Waldgegend zu untersägen, die voraussichtlich den Polen zum Durchzug dienen sollte. Als sich die Polen nun wirklich im Walddickicht einfanden, wurden einige Stämme umgestoßen, worauf dieselben in ihrem schweren Falle alle übrigen niederrissen und die polnischen Krieger erschlugen. Was vom polnischen Heere nicht in dieser Weise um das Leben kam, das fiel unter den Sensen und Dreschflegeln der Moldauer.

Nach einer anderen Sage sollen die moldauischen Krieger einzeln sich hinter den Bäumen versteckt haben. Als hierauf die Polen hoch zu Roß den Wald durchzogen, sprang jeder einzelne moldauische Soldat hinter seinem Baum hervor und zerschnitt alles Lenk- und Riemzeug an den Pferden der Polen. Darunter erschrack das Pferd und flüchtete. Der Reiter hatte allen Halt verloren, zerschlug

sich an dem Geäst der Bäume oder stürzte und wurde von den Hufen der nachfolgenden Pferde buchstäblich zertreten.*)

Rareu und Dzumaleu.

(Romänisch.)

In Colbu, einem Grenzort der Bukowina gegen Romänien, erzählt sich das Volk von jenen beiden Gebirgserhebungen, die ihrer Höhe nach die bedeutendsten der Bukowinaer Gebirgswelt sind, nachfolgende Sage:

Die beiden Berge Rareu und Dzumaleu sind zwei Brüder, die sich so innig lieben, daß sie sogar gleiche Gewänder tragen. Gewöhnlich wechseln sie das Kleid dreimal des Jahres. Im Frühling ziehen sie ihren alten Pelz an und tragen ihn bis Ende Mai; im Juni werfen sie den Pelz ab und legen den Serdak (Mantel) an, im October werden sie gegen die äußere Temperatur empfindlich und hüllen sich darum in den neuen Pelz ein. — Der alte Pelz ist schadhaft und zeigt neben alten Schäden neue Flicken, was eine Andeutung sein will, daß durch das beginnende Schmelzen des Schnees dunkle Erdstellen sichtbar werden. Der Serdak deutet auf jene Zeit hin, da der liebliche Flor der Gebirgsvegetation zu Tage tritt und ein neuer

*) Die Schlacht fand wirklich statt (19. October 1497). König Johann I. Albrecht (1492—1501) von Polen wünschte dem Wojewoden Peter die Moldau zu entreißen und sie seinem Bruder dem Prinzen Sigmund zu ertheilen. Der Vorwand zum Einbruch in das Land war angeblich die Besorgniß, welche die Nachbarschaft der Osmanen in Ungarn erregte. Johann Albrechts Feldzug war durchaus ein verunglückter.



unendlicher Zauber über Wald und Wiese seine zahllosen Fäden spinnt. Der neue Pelz endlich will den Wink geben, daß Herbst und Winter beginnen, die Schneestürme sich einstellen und die ganze Gebirgswelt sich in ein einziges weißes Gewand kleidet. Manchmal — so fährt die Sage weiter fort. — tritt doch der Fall ein, daß die beiden Brüder verschiedene Toilette machen; das will nun den Beweis liefern, daß auch hier Meinungsdifferenzen obwalten, die freilich nicht lange währen, denn schon der nächste Tag, oft auch schon die nächste Stunde entscheidet, ob Rareu oder Dzumaleu recht hat.

Der Einsiedler Jatzko.

(Kleinrussisch und romänisch.)

Als Fürst Dragosch seine Jagdausflüge in den Gegenden der heutigen Marmarosch auch auf die Bukowinaer Wälder ausdehnte, fand er dieselben vollkommen menschenleer. Endlich, nach einer Reihe von Tagen erblickte er in der endlosen Waldwüste eine Rauchsäule, die in weiter Ferne senkrecht empor stieg. Der Wunsch, endlich einen Menschen dieses Landes zu sehen, spornte seinen Eifer, in jener Richtung zu verharren, die zur Rauchsäule führte. Nach glücklich überwundenen Schwierigkeiten befand er sich auf dem gewünschten Platze. Was sah er? Ein brennender Kohlenmeiler lag in der Mitte einer freundlichen Waldwiese, abseits dagegen erhob sich eine dürftige, mit Steinen beschwerte Hütte, in deren Nähe Bienenkörbe und Meilerhölzer sich befanden. Als der Fürst mit seinem Gefolge sich

der Hütte näherte, da trat ihm ein Greis mit weißen Haaren entgegen. Doch unkundig jener Sprache, deren sich der Fürst in seiner Nachfrage bediente, antwortete der Greis im Idiom der Kleinrussen: er heiße Jatzko und käme aus Podolien. Sniatyn sei der Hauptort. Ein glücklicher Zufall brachte es mit sich, daß im Gefolge des Fürsten ein Dolmetsch sich befand. Durch diesen ließ der Fürst dem Greise die Nachricht geben, daß die Tartaren, die alle Gauen überschwemmten, endlich abgezogen seien und daß alles Land am Dniester, Pruth und Sereth durch Dragosch's Vater, den Heerführer Bogdan, eingenommen wurde. Gerne würde der Fürst es sehen, wenn der Greis in seine Heimat zurückkehren und mehrere seiner Nationsgenossen einladen würde, sich in diesen menschenleeren Gegenden anzusiedeln. Er wolle ihm hiefür alles Gebiet umher zu eigen geben.

Was der Fürst wünschte. das that Jatzko. Schon in Kurzem zogen Podolier herbei und gründeten die Niederlassung, die nach Jatzko den Namen Jatzkoli erhielt. Nun sucht man vergeblich im Lande eine Ortschaft solchen Namens; dafür findet man aber Itzkani, und das ist der fragliche Ort. Er ist auch der Keim, aus dem die spätere Stadt Suczawa entstand.

Die Rachmanen.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Ob Romänen oder Kleinrussen, gleich viel! Beide Stämme erzählen vom Volke der Rachmanen, die am Ende der Bukowinaer Flüsse wohnen. Die

Rachmanen sind*) vornehmen Charakters und zeichnen sich durch alle Tugenden aus. Sie stehen in der Rangordnung der Wesen zwischen den Göttern und den Menschen. Dennoch wissen sie niemals genau, wann sie die Ostern feiern sollen; das ist allerdings ein großes Malheur, und dieses passirt ihnen jahrjährlich nur darum, weil sie zwischen Heiden wohnen. Damit ihnen dennoch Kenntniß vom christlichen Kalender werde, sammelt jede romänische und kleinrussische Bauersfrau die Schalen jener Eier, die sie zu Osterspeisen und Ostergebäcken benützt hat, und wirft sie in den Bach. Deshalb ist zur Osterzeit jedes strömende Gewässer in der Bukowina von Eierschalen fast bedeckt.**) Der Bach führt diese Mahnung dem Flüßchen. das Flüßchen dem größeren Flusse zu und am Ende desselben erhalten die Rachmanen die erwünschte Kunde. Diese beeilen sich dann und treffen alle möglichen Vorbereitungen, so daß sie im Stande sind, am vierten Mittwoch nach Ostern ihre Osterfeste zu arrangiren. Ihnen zu Ehren wird aber auch überall in der Bukowina der vierte Mittwoch nach Ostern mitgefeiert. Wer sich von diesem Feste ausschließt, den trifft der Unwille des Himmels. Wie war es denn erst vor einem Jahre? — Da hatte ein Bauer aus Petreschanka das Fest nicht mitfeiern wollen und erklärte, die Existenz der Rachmanen habe blos ein müßiger Kopf er-

*) In der germanischen Mythologie beiläufig die Kobolde.

**) Auch ein zweiter Grund ist vorhanden. Man gedenkt dabei Jener, die im Gewässer ertrunken sind. Ihre Seelen, die dem Gewässer treu bleiben und dasselbe beleben, werden gleicherweise an die Ostern erinnert.

funden, um thörichte Leute zu äffen. Sei es nicht recht und billig und wohlverdient, wenn alle Welt über die Einfalt der Bauern lache? — Kaum hatte der Mann das Wort ausgesprochen, da schlug der Blitz auf einer Waldwiese ein. Unter strömendem Regen brachten einige Minuten später Gebirgshirten ein vom Blitz erschlagenes Weib. Es war das Weib des Frevlers und der Blitz die Strafe Gottes!

Der Widder.

(Kleinrussisch und romänisch)

In der Nähe von Nowosielitza, unfern der russischen Reichsgrenze, lassen sich die Grundmauern eines Hauses finden, das einstens zum Landaufenthalt eines reichen Großgrundbesitzers diente. Man erzählt von diesem, daß er trotz seines gerechten Sinnes und seines untadelhaften Wandels dennoch vom Schicksal verfolgt war. Die Ursache war und blieb unbekannt. Eines Tages ließ er Gras mähen. Da erschien ein weißer Widder, der Alles verzehrte. Darüber erbittert, ließ der Herr unter den heftigsten Geißelhieben der Mäher das Thier wegtreiben. Aber das sollte der Herr büßen, denn als er in seinen Pferdestall trat, fand er an der Wand vier seiner schönsten Pferde aufgehangen und seinen Kutscher todt, mit einer Pferderippe im Munde. Man sagt, der Widder habe dieses Unglück gestiftet. Nun begann der Kutscher sein Unwesen zu treiben, indem er Nacht für Nacht im ganzen Hause herumspazierte, er, von dem die ganze Umgebung wußte, daß er längst beerdigt worden sei. Nach und nach wurde die Sache so unheimlich, daß Herr und

Dienerschaft das Haus verließen und in die Stadt eilten. Das Haus blieb einsam und verfiel immer mehr, so daß es später zur Ruine ward. Abseits von diesem Mauerwerk steht ein zweites Haus; in diesem befindet sich eine Handmühle. Jede Nacht hörte man ihr Gepolter und man hatte bald allen Grund zu glauben, daß seltsame Gäste diese Handmühle bewegten. Um sich zu überzeugen, streute man Asche im ganzen Haus herum. Des anderen Tages fand man Fußspuren; die einen gehörten dem Widder, die anderen dem Kutscher. Beide der Genannten mahlen um die Wette, wahrscheinlich in der Absicht, von ihrem gegenwärtigen Zustand erlöst zu werden.

Auch das zweite Haus wird von den Menschen gemieden.

Die Streitaxt.

(Huzulisch.)

Eines Tages war der Sonnengott Khors auf einer Wanderung begriffen; dabei drohte ihm das Unglück, zu stürzen. Im Augenblick jedoch, da Khors strauchelte, war Uzul, der Fürst der Huzulen, rasch bei der Hand und verhinderte den schweren Fall. Khors wünschte sich dankbar zu beweisen und bat Uzul, er möge sich ein Ding zu eigen wählen, das Khors angehöre und durch dessen Besitz sich Uzul belohnt wissen möchte. Weil Uzul ein kriegerischer und kampflustiger Mann war, so konnte er nur an der schönen Streitaxt des Sonnengottes Wohlgefallen finden; dieserwegen bat er um dieselbe. Wohl gewährte ihm Khors die Bitte, doch ungern, denn der Sonnengott wußte, daß die Streitaxt

dem Bittsteller mancherlei Fährlichkeiten bereiten werde. Khors reichte ihm die Streitaxt, doch knüpfte er daran die Prophezeiung, daß ihm Unheil erwachsen würde, sobald die Streitaxt mit der Hand eines Weibes in Berührung kommen möchte. So erhielt Uzul die Streitaxt.

Dies geschah indessen doch nur zum Unheil Uzuls! Denn Uzul gedachte bald nicht mehr der Prophezeiung Khors und trat die Streitaxt seinem Liebchen ab, das — Gott weiß, welche Absichten verfolgte! Als hievon der Sonnengott vernahm, sprach er Uzuls Verbannung aus. Diese fand er im Sokilski, nämlich in jenem Fels, der unter diesem Namen kühn aus dem Thal des Czeremosz sich erhebt.

Moldawa.

(Romänisch.)

Als Fürst Dragosch eines Tages im Süden der Bukowina auf der Jagd sich befand, da stieß er auf ein Wild, das er bis in das Thal der Moldawa verfolgte. Endlich gelang es ihm, das gehetzte Thier zu erlegen. An der Stelle, wo dies geschah, entstand später der Ort Boureni, weil das Wild ein Auerochs (Bour) war.*) Unter den Hunden, die damals Dragosch mit sich führte, befand sich eine Hündin, die in ihrem überstürzten Eifer über das Wasser wollte, aber in demselben ertrank. Sie hatte Molda geheißen und gehörte zu den Lieblingsthieren des Fürsten. Zur Erinne-

*) Dasselbe Ereigniß gab auch Anlaß, daß als landesherrschaftliches Siegel und Wappen der Auerochsenkopf angenommen wurde. Noch heutigen Tages ist dies der Fall.

rung an das liebe Thier nannte von nun an Dragosch den Fluß nicht anders als Moldawa.

So heißt der Fluß auch heute.

Das Muttergottes-Bild.

(Deutsch, polnisch, kleinrussisch, romänisch.)

Eines Tages gingen zwei Kinder, die einander Bruder und Schwester waren, in den Wald, um Beeren zu sammeln. Da gewahrten sie plötzlich an einem hohen Eichenbaum ein Muttergottesbild hängen. Es war schön gemalt mit bunten lebhaften Farben und goldenem Heiligenschein und hatte auch eine zierliche Rahme, die aus Lindenholz geschnitzt, mittelst eines Kranzes aus lebenden Blumen geschmückt war. Die Kinder bewunderten das Bild und eilten nach Hause. Dort sagten sie ihren Eltern, was sie im Walde gesehen. Diese riefen noch andere Leute herbei und eilten an die Stelle. Richtig, das Bild war da, ganz so wie die Kinder erzählten. Die Leute waren fromm und gottesfürchtig und beschlossen, diese Stelle für ewige Zeiten zu heiligen. Die Bäume wurden entfernt, Baumaterial wurde gebracht und bald erhob sich dort eine schöne Kapelle, in welcher täglich das Wort Gottes erklang.

Das geschah vor vielen Jahren dort, wo heute Kaczyka steht. Jedes Jahr wallfahrten die Leute aus der ganzen Bukowina dahin und besuchen das schöne Gotteshaus.

Der Teufels-Abhang.

(Romänisch.)

In der Nähe von Kimpolung ist eine sanft ansteigende Bergfläche, auf der einstens ein kleines

Dorf gestanden haben soll. Die Bewohner waren sehr arme Leute, so daß man sich nicht wundern darf, wenn ein Mann unter ihnen so thöricht war, für eine Summe Geldes seine Seele dem Teufel zu verschreiben. Wohl nahm der Mann das Geld, aber als die Stunde kam, da er sein Wort hätte halten sollen, verlachte und verspottete er den Teufel, so daß dieser voll Scham und Grimm abzog. Aber seine Rache sollte nicht ausbleiben, denn schon in der nächsten Nacht erschien er wieder und verdarb das Dorf so, daß auf der ganzen Bergfläche nicht ein einziges Häuschen mehr zu sehen war.

Seit dieser Zeit ist das ganze Terrain nur eine öde, vegetationslose Sandfläche und führt den Namen Teufels-Abhang (Gârla Dracului).

Zamka.

(Armenisch.)

Zamka, armenisch „Wank" oder nach dem Patron desselben auch Surp Axent genannt, ist ein armenisches Kloster in unmittelbarer Nähe von Suczawa. Es liegt auf einem Hügel, der gegen Westen sich steil über eine Niederung erhebt, die mehrere Dörfer umfängt.

Hier hat ein schwerer Kampf stattgefunden, Polen und Türken standen einander gegenüber. Lange schwankte die Schlacht, endlich neigte sich das Kriegsglück auf die Seite der Türken. -- In diesem Augenblick kam ein Mann aus dem nahen Dorfe Skeja in das Lager der Polen und erzählte, er habe einen wunderbaren Traum gehabt, den er als einen Fingerzeig Gottes betrachte. Ein Engel

war ihm aus dem Himmel zugeflogen und habe ihm erzählt, die Polen würden nicht eher siegen, als bis sie die Glocken des Klosters Zamka zu Kanonen umschmelzen würden. Da sich die Polen in ihrer Nothlage jedem Wink geneigt zeigten, so eilten sie rasch auf den Kirchthurm, nahmen die Glocken herab und gebrauchten sie als Gußmaterial. Bald waren die Kanonen fertig und die Schüsse daraus so wirksam, daß das ganze mächtige Heer der Türken auf Ja und Nein vertrieben war.

Seit jenen Tagen fehlten dem Kloster die Glocken. Erst in jüngster Zeit widmete ein Suczawaer Armenier eine Glocke, die in gleicher Weise zur Andacht ruft, wie sie auch bei schweren Gewittern geläutet wird.

Die Weiberfelsen.

(Romänisch.)

In der Nähe von Solka befindet sich eine Erdhöhle, über die sich drei piramidenförmige Felsen erheben. Als die Tartaren in die Bukowina kamen und Solka nehmen wollten, da beeilten sich die Männer zu kräftigem Widerstand, während die Frauen mit ihren Kindern in diese Höhle flüchteten und sich daselbst so lange aufhielten, bis die Feindesgefahr vorüber war. Die Oertlichkeit führt seit jenem Ereigniß den Namen Weiberfelsen (Petrele muerilor).

Feiertage.

(Romänisch.)

Die Menschen feiern nicht zu gleicher Zeit die Osterfeiertage. Das hat seinen guten Grund. Der

Jude zum Beispiel hat die Ostern zuerst, denn er tragt Pantoffeln an den Füßen und kann seine Fußbekleidung viel eher weglegen als ein anderer Mensch. Der Katholik ist gewöhnlich ein Mann, der Schuhe oder Stiefel trägt. Er kann sich dieser Dinge weniger rasch entledigen als der Jude, deshalb treffen seine Ostern schon etwas später ein. Der Orientale pflegt Sandalen an die Füße zu spannen. Bis er selbe zu beseitigen vermag, vergeht schon ein Weilchen. Darum muß er warten, bis seine Osterfeiertage kommen.

In Bedrängniß.

(Kleinrussisch.)

In Toporoutz steht eine alte Kirche, deren Mauern über einen Meter Dicke betragen. Als die Türken in die Bukowina kamen, warfen sie den sogenannten rothen Hahn auf das Dach und die Kirche ging in Feuer und Flammen auf. Zwar blieb das Mauerwerk stehen, aber auch dieses durften die Einwohner zu ihren alten Zwecken nicht benützen, denn die Türken machten daraus Magazine und Schopfen und hausten darin ganz nach Umständen und Belieben. Endlich zogen die wilden Gäste ab und die Toporoutzer konnten daran denken, die Kirche in brauchbaren Zustand zu versetzen und sie wieder ihrem Zwecke zuzuführen. Maurer und Zimmerleute eilten herbei und stellten das alte Gemäuer wieder her, das Dach wurde aufgestellt. und auch drei Kreuze wurden angebracht. Das Alles geschah mit solchem Eifer, daß die Zimmerleute gar nicht bemerkten, wie der böse Geist

der Türken selbst nach ihrem Abzug gefährlich wirkte. Denn als die Werkleute mit ihrer Arbeit fertig geworden waren und vom Dache herunter steigen wollten, gewahrten sie zu ihrem Entsetzen, daß die Leitern fehlten und daß selbe in ganz Toporoutz nicht gefunden werden konnten. Wer hatte sie weggetragen? Kein Mensch konnte darauf antworten. Wie nun hinunter? Man rieth hin und her und beschloß endlich, dem Sperling zu folgen und sich Flügel anzufertigen. Das Material war freilich wenig geeignet, denn man hatte kein anderes als Holz, aber in der Noth, heißt es, frißt der Teufel Fliegen; die Leutchen fertigten Flügeln aus Holz an und — es gelang, sie befanden sich bald auf dem sicheren Boden und waren gerettet aus aller Noth und Gefahr.

Vom Ertrinken.

(Romänisch.)

Wenn ein Mensch das Unglück hat, durch Ertrinken den Tod zu finden, dann findet er auch im Jenseits keine Ruhe, mindestens so lange nicht, als bis es ihm gelungen ist, einen anderen Menschen in dasselbe Unglück zu ziehen. Weil man das weiß, so hütet man sich ängstlich, dort zu baden, wo ein solches Unglück geschehen ist. Gewöhnlich ist der zweite Verunglückte ein solcher Mensch, der vom Unglück des ersten keinerlei Kenntniß hat.

Die Riesen.

(Kleinrussisch.)

Ihr seid gar wenig witzig, wenn Ihr glaubt, daß es keine großen Menschen gab, die gleich meh-

rere Klafter hoch waren. In Walawa findet man noch heutigen Tages Knochen von riesiger Größe, die gewiß nur von großen Menschen herrühren. Auch Scherben von Thon werden dort gefunden, groß und gewaltig, so daß man darin ein ganzes Schwein braten könnte. Wer braucht heute solche Thongeräthe? Ein Beweis, daß sie aus alten Zeiten stammen und von Menschen, die Gott längst außer Curs gesetzt hat.

Kriegslager?

(Kleinrussisch.)

Auf einem Felde, nordwestlich von Zastawna gelegen, befand sich vor Alters ein mächtiges Kriegslager. Wem es wohl angehören mochte? Keine Seele weiß davon etwas! Als eines Tages ein Bauer dort ackerte, stieß sein Pflugmesser auf mehrere Steinplatten. Er verwunderte sich darüber nicht wenig und forschte nach, was dieselben bedeuten sollten. Da fand er, daß hier Keller und unterirdische Gänge seien, die Manches aus alter Zeit enthalten müßten; ja, es behaupten Viele, daß sogar Schätze hier gefunden werden könnten, wenn man die Nachforschungen nur entsprechend fortsetzen würde. Aber diese sind auf eine spätere Zeit verschoben worden.

Aufgesessen!

(Romänisch.)

In Sereth befindet sich dort, wo die Czerepkoutzer Gasse mit dem Kakainabache sich kreuzt, eine Steinbrücke. Die Sage erzählt, daß in dieser Brücke

der Teufel wohnt. Neben der Brücke wohnte ein armer Wirth, der mehrere Kinder hatte. Diese hatten die Gewohnheit, täglich unter die Brücke zu gehen und dort zu spielen. Oft mehrte sich ihre Gesellschaft noch durch andere Knaben und die Freude hatte kein Ende. Eines Tages kamen sie verspätet nach Hause. Da fragte der Vater nach der Ursache und die Kinder antworteten: „Ei, Väterchen, mit uns spielt ein Knabe, der jedesmal aus den Steinen der Brücke tritt und uns so unterhält, daß wir gar nicht nach Hause gehen möchten. Auch er ist mit uns dermaßen zufrieden, daß er niemals versäumt, uns Backwerk und Zuckerbrod zu bringen." — Der Wirth stutzte und dachte unwillkührlich an den Teufel, der — wie man sich erzählte — im Steinwerk der Brücke wohnen sollte. Drauf sagte der Wirth: „Kinder, wenn Ihr nächstens wieder spielt, so spielt in der Weise, daß Ihr Euere Kappen tauscht. Derjenige von Euch, der die Kappe des fremden Knaben erhält, der laufe allsogleich mit der fremden Kappe zu mir!" — Die Knaben gehorchten; sie gingen unter die Brücke und spielten. Bald gesellte sich ihnen der fremde Knabe zu und das Kappenspiel kam an die Reihe. Als Einer die Kappe des fremden Knaben auf dem Kopfe hatte, da verließ er heimlich den Spielplatz und eilte rasch zum Wirthe. Bald folgten auch die anderen Kinder und endlich der fremde Knabe, der – wie der Wirth richtig vermuthete, — niemand anderer als der Teufel war. „Gebt mir meine Kappe!" schrie der Teufel. -- „Gemach, gemach, mein Freund!" antwortete der Wirth. „Du bekommst Deine Kappe nur dann, wenn Du

jene, die Du auf dem Kopfe hast, bis an den Rand mit Ducaten füllst!" Im Augenblick verschwand der Teufel, nach einer Weile erschien er wieder, brachte das viele Gold und erhielt die Kappe, doch mußte er schwören, sich niemals weder an den Wirthen, noch an seinen Kindern rächen zu wollen.

Trotzdem traute der Wirth dem Teufel nicht; er verkaufte sein Haus und übersiedelte als reicher Mann nach Romänien.

Der böse Gutsherr.

(Romänisch und kleinrussisch.)

Einmal gab es in Bojan einen recht hartherzigen Gutsbesitzer, der Leute zwar miethete, aber nicht bezahlte. So wurde er reich. Da aber an diesem Reichthum der Schweiß und die Mühsal der Armen klebte, so verfluchten ihn diese. Der allgemeine Fluch wirkte so nachhaltig, daß das Haus des Gutsherrn in die Erde versank, und daß der Gutsherr in ein weißes Pferd verwandelt wurde, dem der Kopf fehlte. In solcher Gestalt wandelte er lange Jahre hindurch zur Nachtzeit im Dorfe herum, bis es seinen Verwandten durch Gebete, Fasten und Almosen gelang, das Gespenst zu beseitigen.

An der Stelle seines Wohnhauses hat sich ein Quell gebildet, der die ganze Gegend befeuchtet und stellenweise versumpft.

Dedius.

(Romänisch.)

Im Dorfe Petroutz fließt ein Bach, den die Dorfbewohner Dedius nennen. Er wird nach einem

Mann so genannt, der nicht nur reich, sondern auch sehr tüchtig nach jeder Richtung war. Als solcher war er überall im Lande bekannt. Als der damals regierende Wojewode sein Hochzeitsfest feierte, lud er allerdings nur die vornehmsten Herren des Landes dazu ein, aber trotzdem vergaß er des reichen Dedius nicht. Nun ist es romänische Sitte, daß man bei solchen Anlässen niemals mit leeren Händen erscheint und daß sich selbst der Aermste bestrebt, dem Brautpaar ein Ehrengeschenk zu widmen. Auch Dedius entsprach dieser Sitte, allerdings in seiner Art! Er brachte dem Fürsten nicht weniger als eintausend zweijährige Schafe von schneeweißer Farbe, deren linkes Ohr allein eine schwarze Spitze zeigte. Der Fürst staunte schon über die Menge der Schafe, aber noch mehr über die gleiche Zeichnung bei so vielen Thieren, denn diese ließ voraussetzen, daß der Schafreichthum Dedius' an das Märchenhafte grenzte. Darum fragte er, wie Dedius zu solchem Reichthum gelangt wäre? Dedius antwortete: „Durch Menschen, die stark am Körper, doch schwach am Geiste seien!" „Wie stark sind denn diese Deine Leute?" fragte der Fürst. Dedius antwortete: „So stark, mein Fürst, daß der Hirtenstab einen halben Centner schwer sein muß, wenn er ihrer Hand entsprechen soll. Scherzweise werfen sie diesen Stab manchmal in die Lüfte, aber es bedarf einer vollen Stunde, bis er zurück kehrt. Auch kämpfen sie nur mit Riesen oder Drachen." Der Fürst sah den Mann verwundert an und ersuchte ihn, er möge doch einen seiner Hirten kommen lassen, damit man sehe, ob Dedius nicht übertreibe. Dedius gehorchte und schickte nach Petroutz um

seinen Sohn, der seiner Beschäftigung nach Hirt war und sich in gleicher Weise wie die übrigen Hirten durch einen schwachen Geist aber einen riesenmäßig starken Körper auszeichnete. Dieser war bald erschienen und mußte sich zum Zweikampf stellen. Sein Gegner war groß und stark und benahm sich sehr übermüthig. Aber der Hirt erschrack nicht, verlangte eine Kanne Wein und begann sich so zu stärken. Als indessen sein Gegner immer herausfordernder wurde, packte ihn der Hirt mit der Rechten und zwängte ihn unter seinen mächtigen Arm in der Absicht, ihn nur so lange dort zu halten, als bis er seinen Wein werde ausgetrunken haben. Aber wie erstaunte er, als er nach einigen Minuten wahrnehmen mußte, daß sein Gegner unter dem Druck des Armes bereits gestorben sei. Die Kunde davon erbitterte den Fürsten und er befahl, einen zweiten Kämpfer auf den Kampfplatz zu führen. Indessen erging es auch dem zweiten nicht besser, denn der Sohn Dedius' ergriff ihn mit mächtiger Hand und schleuderte ihn dermaßen zu Boden, daß er allsogleich den Geist aufgab.

Der Fürst war nun überzeugt, daß Dedius nicht übertrieben hatte und sah sich jetzt genöthigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er trug dem Sohne Dedius' auf, in die Vorrathsmagazine zu gehen und zum Lohn für seine Bravour so viel an Genußmitteln mitzunehmen, als er nach Petroutz tragen könnte. Der Hirt ließ sich das nicht zweimal sagen, ging in die Vorrathskammern und nahm zweihundert Metzen Mehl und zehn Centner Salz mit, denn er entsann sich, daß der eigene Vorrath

zu Hause bald ausgehen würde. Damit machte er sich auf und ging nach Petroutz.

Dedius dagegen blieb. Bei allen Festmälern saß er zur Rechten des Fürsten und wurde vielfach geehrt. Erst nach einer Woche waren die Festlichkeiten zu Ende, aber noch lange nachher erzählte der glückliche Mann von den Herrlichkeiten dieser fürstlichen Hochzeit.

Zwei bis dreihundert Jahre sind abgerollt und dennoch erzählt man gerne in Petroutz von Dedius. Man zeigt dort auch mancherlei Stellen am Bache, wo Dedius seine vielen tausend Schafe tränkte. Der Bach — so wenigstens behaupten die Leute, — hat die Eigenschaft, daß er die Schafe weiß und schön macht.

Kriszczatek.

(Kleinrussisch.)

Dort, wo heute die Pfarrkirche von Kriszczatek steht, war vor Alters ein öder, wüster Platz, den blos Hirten mit ihren Schafen durchzogen. Jedesmal, wenn diese zur Nachtzeit hier weilten, sahen sie ein weißes Flämmchen aus der Erde emporsteigen und daneben das Bild der heiligen Mutter Gottes. Von Andacht erfüllt, beteten sie hier allabendlich und pflanzten auf dem nahen Felsblock ein Kreuz, das über Zaleszczyki in gleicher Weise wie über das schöne Dniesterthal herabblickte. Später wurden hier von Menschen, die durch ein heiliges Werk Ablaß ihrer Sünden erhofften, eine Kirche und ein Kloster erbaut und jährliche Wallfahrten angeordnet.

Das Kloster ist zwar schon lange nicht mehr, aber die Kirche steht noch immer wohlerhalten da.

Wenn ihr Abendglöckchen erklingt und tief unten auf dem Dniester Schiffer oder Flößer ziehen, dann blicken sie andächtig zum Kirchlein empor und flehen Gott um glückliche Fahrt uud glückliche Rückkehr an.

Vom Heben der Schätze.

(Kleinrussisch.)

Wenn ein Mensch das Glück hat, irgend wo Geld brennen zu sehen, dann thut er gut, nach Hause zu eilen und sich rasch mit einem Siebe und frischer Asche zu versehen. Genau auf jene Stelle, wo er das Geld brennen sah, siebt er nun die Asche und laßt sie so unberührt liegen. Am anderen Morgen sieht er nach und ist vom Glück begünstigt, wenn er auch nicht eine Spur wahrnimmt, daß seit seiner Abwesenheit hier ein lebendes Wesen weilte. Er kann den Schatz heben und reich werden.

Freilich hat die Sache auch ihre schlimme Seite. Denn findet der Mensch auf der frischgesiebten Asche die Spuren eines Geflügels, eines Pferdes, eines Rindes und dgl., so hat nicht nur der Mensch kein Glück, sondern auch seine Hausthiere sterben ab. Er selbst stirbt, wenn er in der Asche die Fußspuren eines Menschen entdeckt.

Eine andere Sage lautet hierüber so:

Nicht in gleicher Weise läßt sich das Geld in den Bergen heben. Hat es beispielsweise ein Mensch brennen gesehen, der barfuß zu gehen pflegt, so braucht er nur mit dem Fuß zu scharren und der Schatz kommt an's Tageslicht. Passirt dies dagegen Einem, der seine Füße in Schuhe oder Stiefel

zwängt, dann kann derselbe sich lange bemühen, bis er zum Schatz gelangt! Unter allen Umständen ist dem Schatzgräber zu empfehlen, an die Stelle des gehobenen Schatzes zwei Laib Brod und ein Stößel Salz zu legen, denn versäumt er dies, so läuft er Gefahr, daß ihm das Geld verschwindet. Nur muß er dafür sorgen, daß er nicht nur allein sei, sondern auch daß ihm niemand begegne, bis er seine Wohnung erreicht hat.

Mißlungene Proben.

(Kleinrussisch.)

Im Dorfe Slobodzia-Rarancze stand vor vielen Jahren ein Haus, das einige Zeit hindurch von einem alten Ehepaar bewohnt ward. Dasselbe beklagte sich immer, daß es jedesmal um Mitternacht durch ein fürchterliches Gepolter aus dem besten Schlafe geweckt werde. Als die beiden Leutchen einsahen, daß alle ihre Mittel, die Ursache dieses Gepolters zu beseitigen, nichts taugten, beschlossen sie, das Haus zu räumen und in ein anderes zu ziehen.

Davon vernahmen mehrere junge Bursche und besprachen sich dieselben, mindestens eine Nacht in diesem lärmenden Hause zuzubringen. Sie gebrauchten als Vorsichtsmaßregeln geweihtes Basilienkraut, aus dem sie kleine Kreuze anfertigten, die sie an Thüren und Fenstern klebten. Hierauf legten sie sich nieder, etwa um auszuruhen, nicht aber um zu schlafen. Sie schliefen aber dennoch ein, trotz ihres energischen Vorhabens. Als hierauf die Mitternachtsstunde kam, da wurden plötzlich alle munter, denn eine

unsichtbare Hand fuhr ihnen über Stirn, Nase und Mund und kneipte ihnen die Wangen derart kräftig, daß sie unwillkürlich aufschreien mußten. Der Tapferste unter ihnen vertraute indessen seinen Kräutern, sprang vom Lager auf und schlug mit seinem Kräuterstrauß rechts und links, in der Hoffnung, er werde durch den Zauber des Geweihten den bösen Geist vernichten, sobald ein solcher der Störenfried sein sollte. Aber vergebliches Beginnen! Nicht nur, daß er Niemanden traf, — jählings ward e r getroffen; ein kräftiger Schlag fiel ihm auf den Rücken und ehe er sich versah, ward er in die Luft gehoben und zur Thüre hinaus geschleudert. Als die anderen seinen Fall und bald darauf seinen lauten Jammer hörten, da ergriff sie ein derartiges Entsetzen, daß sich Alle rasch aufrafften und die Flucht ergriffen.

Des anderen Tages ward das Ereigniß im ganzen Dorfe ruchbar und der Priester fand es für nothwendig, mittelst Procession die Oertlichkeit zu weihen. Aber schon der Versuch mißlang, denn als die Procession sich dem Hause näherte, erhob sich ein gewaltiger Sturm, ein Sausen und Brausen in den Lüften, wie wenn der jüngste Tag werden sollte. Die Fahnen wurden niedergerissen, die Kreuze zerschlagen, Schlossen fielen in der Größe eines Taubeneies und die Menschen flüchteten, wohin sie sich nur immer in einige Sicherheit zu bringen vermochten. — Jetzt wohnt keine Seele mehr dort; das Haus ist zerfallen und der Trümmerhaufe von allen Winden weggetragen. Möchte man glauben? Der Grund mißt dreißig Meter Länge und zweiundzwanzig Meter Breite und dennoch will kein Mensch

ihn als seinen Grundbesitz anerkennen! Kein Baum, kein Strauch ziert ihn, ja nicht einmal Gräser und Kräuter entsprießen seinem Boden. Ueberdies erzählt man sich mit einigem Grauen, daß Denjenigen eine unheilbare Krankheit trifft, der es wagt, auch nur einige Schritte auf diesem Terrain zu wandeln.

Gar Viele brechen sich den Kopf, um zu erfahren, durch was sich alles dies erklären ließe, aber kein Mensch war bis zum Augenblick so glücklich, auf den wahren Grund zu kommen.

Gaina und Kukosch.

(Romänisch.)

In der wunderbaren Gebirgswelt der Bukowina zeichnen sich zwei Felsen aus, die der Volksmund Gaina und Kukosch benannte. Sie verengen das Thal des Lukawabaches dort, wo dieser von der Moldawa aufgenommen wird.

Auf diesen Felsen soll vor grauen Jahren ein Einsiedler gelebt haben, der das Geflügel liebte und sich in seiner Einsamkeit mit dessen Zucht befaßte. Eines Tages drangen in diese Gegenden die Türken ein; sie hörten den Lärm der Hühner und forschten so lange nach, bis sie die Oertlichkeit wahrnahmen, aus welcher derselbe kam. Sie beschlossen, sich in den Besitz der Hühner zu setzen und machten Anstalt, die Felsen zu erklimmen. Das merkte der Einsiedler und ahnte auch die Absicht. Um den Räubern zuvorzukommen, packte er alle seine Hühner in einen Sack, warf diesen auf den Rücken und floh in das Thal hinab. Damit begann die Hetze; denn so lange sich die Türken



auf dem Felsen befanden, weilte der Einsiedler unten; stiegen die Türken in's Thal hinab, so kletterte der Einsiedler auf den Felsen hinauf. Das Spiel dauerte bis zum Abend. Aber dann griff der Einsiedler zu einer List, die alle Türken verderben sollte. Da ihm nämlich alle Wege und Stege, alle Schlünde und Abgründe in diesen Gebirgen bekannt waren, so begab sich der Einsiedler in eine tiefe Schlucht, machte dort ein großes Feuer an und floh mit seinen Hühnern. Die Türken sahen nun den hellen Feuerschein und folgten diesem mit wilder Hast in der freudigen Hoffnung, des Einsiedlers habhaft zu werden. Aber ihre Hoffnung täuschte sie bitter; ohne Kenntniß des Terrains gingen sie ihrem Verderben entgegen, denn sie alle stürzten unversehens in die Schlucht hinab, bevor auch nur Einer den Versuch machen konnte, sich zu retten.

Als am anderen Tage der Einsiedler zur Schlucht kam und nach dem Erfolge seiner List forschte, da fand er die vom Sturz und vom Feuer verstümmelten Leichen der Türken. Er dankte Gott für seine Rettung und für die Erhaltung seiner Hühner und nannte von diesem Tage an zu Ehren seiner Thiere den einen Felsen Gaina (Henne), den anderen Kukosch (Hahn).

Auf dem Dealul Crucei.

(Romänisch.)

Unweit Radautz erhebt sich ein Berg, der vom Volke Dealul Crucei (Berg des Kreuzes) genannt wird. Als Radautz noch ein Bischofssitz gewesen war, da ritt eines Tages ein Bischof auf den ge-

nannten Berg, genoß die herrliche Fernsicht und unterhielt sich mit all' dem, was eine solche Waldeinsamkeit zu bieten vermag. Endlich sattelte er sein Pferd ab und ließ es grasen, er selbst begab sich in den Schatten eines weitästigen Baumes, lagerte sich im Grase und schlief ein. Bald träumte ihm, daß zwei Schlangen von entgegengesetzten Richtungen sich ihm näherten, sich über ihn beugten und sein Leben bedrohten. Erschreckt darüber, wachte er plötzlich auf, erhob sich und forschte nach, ob er sich wirklich in solcher Gefahr befinde. In der That befand sich auch der fromme Bischof in großer Gefahr, denn ein ganzes Rudel Schlangen hatte sich um ihn versammelt, gewiß in keinerlei guten Absicht. Behutsam erhob er sich von seinem weichen Lager, schritt auf das Pferd zu und ritt ohne Sattel und Zügel rasch den Berg hinab und in die Stadt hinein. Dort alarmirte er die Leute, veranlaßte eine Procession und pilgerte unter dem feierlichen Geläute sämmtlicher Glocken von Radautz neuerdings auf den Dealul Crucei. Dort flehte er in frommer Andacht, Gott möge die Schlangen beseitigen und die Menschen beschützen, die in diese Gegenden dringen.

Zur Erinnerung wurde dort ein Kreuz aufgepflanzt und erzählt man, daß seit dieser Zeit sich keine Schlangen auf dem Berge mehr zeigen.

Gewonnen und verloren.

(Romänisch.)

Auf der Hutweide in Tereblestie, dort wo bereits die Ackergründe beginnen, ließ ein Mädchen die Schafe grasen. Dabei bemerkte sie in der Nähe

der Ackergründe zwei Steinhaufen, die von zwei Hunden bewacht waren, der eine von einem weißen, der andere von einem schwarzen Hund. Das Mädchen hatte oft vernommen, daß sich in dieser Gestalt Schätze aus alter Zeit kundgeben, was freilich zu den größten Seltenheiten innerhalb eines Jahrhunderts gehört. Beherzt wand die Kleine ihr Tuch vom Kopfe und warf dasselbe mitten zwischen die beiden Steinhaufen. Dies hatte eine sonderbare Wirkung: ein Steinhaufe, und zwar jener, auf dem der schwarze Hund lag, sank klingend in die Tiefe der Erde; der andere dagegen behielt zwar seine Größe und seinen Umfang, aber vom Steinwerk war absolut nichts mehr zu sehen und nur Gold, edles, blankes Gold in der Form gangbarer Goldmünzen lachte ihr entgegen. Bis sie nach Hause geeilt und von dort einen großen Sack mitgebracht hatte, war auch der weiße Hund verschwunden. Nun machte sich die schlaue Kleine daran, den Haufen zu räumen. Sie füllte den Sack wohl mehr als fünfzigmal an und versorgte den unermeßlichen Geldschatz in den Keller ihrer Eltern, war aber so vorsichtig, weder diesen noch sonst einem Menschen auch nur eine Silbe von ihrem Reichthum zu sagen. Bald bemerkte man am ganzen Hauswesen, daß den Leuten eine unsichtbare Geldquelle zu Gebote stünde, denn Alles zeigte sich umgewandelt: die alte Hütte war verschwunden und ein schönes neues Haus stand auf ihrer Stelle; statt der zwei alten Kühe standen zwanzig andere im stattlichen Stalle; statt des kleinen Gärtchens erfreute man sich mehrerer großen u. s. w. Zwar steckten die Dorfbewohner oft die Köpfe zusammen und besprachen

den unerklärbaren Reichthum, aber kein Mensch fand das Richtige. Endlich kam unter so vielen Freiern Einer, den das Mädchen nicht nur bevorzugte, sondern auch leidenschaftlich liebte. Dieser drang so lange in das Mädchen, woher der große Reichthum käme, bis ihren Lippen das Geheimniß entströmte. Aber jetzt war alle Herrlichkeit zu Ende, denn als die glückliche Braut den beneidenswerthen Bräutigam in die Schatzkammer führte, um ihm dort die reichen Goldlager zu zeigen, da fand sie kein Atom Gold mehr. Nichts als nackte Steine waren sichtbar und der weiße Hund, der nach wie vor die Steine bewachte.

Ungetaufte Kinder.

(Romänisch.)

Das Kind, das ungetauft stirbt, wird Moroi genannt, d. h. Wesen, das sich nach der Taufe sehnt. Ein solches Kind irrt innerhalb sieben Jahren dreimal durch alle Lüfte und ruft in kurzen Zwischenräumen: „Taufe! Taufe! Taufe!" Wenn Jemand diese Rufe hört, dann erfüllt er seine christliche Pflicht damit, daß er ein Sacktuch oder in Ermangelung dessen sonst ein Stückchen seiner Garderobe opfert, dieses in die Luft wirft und dabei die Worte spricht: „Wenn Du, Wesen, ein Knabe bist, dann sollst Du Johann heißen; bist Du ein Mädchen, dann heiße Marie!" — Das geopferte Garderobestück hat den Zweck, vor Gott das Zeugniß zu geben, daß das irrende Wesen getauft sei. Wenn ein Kind bis zum einundzwanzigsten Jahre nicht getauft wird, dann wird es vom bösen Schicksal

ereilt, denn es wird ein Teufel. Gelingt es ihm, die Taufe zu erlangen, dann wird es ein Engel und kommt demjenigen als Engel entgegen, der es getauft hat, wenn ihn Gott von dieser Erde abruft.

Das Teufels-Ei.

(Deutsch und romänisch.)

Wenn man das Ei einer Henne, welches keinen Dotter hat, neun Tage und neun Nächte unter dem Arm trägt, sich während der ganzen Zeit weder wäscht noch kämmt, und dabei weder betet noch fastet, so erhält man einen Teufel aus dem Ei. Dieser Teufel dient dem Menschen während des ganzen Lebens, so daß er stets im Genusse irdischen Gutes und irdischen Glückes sich befindet. Stirbt aber der Mensch, dann verfällt seine Seele dem Teufel.

Die verborgene Krone.

(Deutsch und romänisch.)

In der Nähe der Dreifaltigkeitskirche zu Sereth befindet sich ein Graben. In diesem traten die Spuren gewaltigen Mauerwerkes zu Tage und erzählt man, daß dort einstens auch ein Brunnen sich befand, der sorglich mit Steinen gepflastert war. Zum Schutz des Brunnens diente ein mächtiges Eisengitter.

Ein Fürst, der über Sereth regierte — die Sage nennt ihn nicht, — war von auswärtigen Feinden in der Weise bedroht, daß er sich zur Flucht entschließen mußte. Bevor das geschah, brachte er die goldenen Zeichen seiner Würde, vornehmlich die

Krone, in Sicherheit. Dazu war der Brunnen ausersehen. Vielleicht noch heute befindet sich die Krone dort, denn man hat nicht gehört, daß der Fürst zurückgekommen sei und seine Insignien wieder zu Tage gefördert habe.

Das Fest der Sonnenwende.

(Huzulisch.)

Auf dem Felsen Sokilski, eine Meile von Kutty entfernt, stand vor alten Zeiten ein Tempel, der dem Sonnengott Khors gewidmet war. Er soll nur aus Gold und Bergkrystallen bestanden haben; zwei Altäre und zwei Götterbilder schmückten sein Inneres. Jahr für Jahr waren die Huzulen zur Zeit der Sonnenwende hierher gepilgert, ihnen voran schritt Uzul, der schöne jugendliche Fürst der Huzulen.

Als das Völkchen zum jährlichen Götterfeste einstens erschienen war, da dampften die Altäre bereits zum Preise des Sonnengottes. Ueber den beiden Altären hingen zwei Götterbilder, wovon das eine den Sonnengott, das andere den Fürsten der Hölle darstellte. Rings um diese Altäre und Götterbilder wurden schnaubende Rosse geführt, und zwar zwölf weiße von Huzulenjünglingen, zwölf schwarze von schwarzen Männern, die der Hölle entstiegen waren. Nur kurze Zeit und das schöne Friedensfest war in einen wilden Kampf umgewandelt, denn aus den beiden Götterbildern sprangen zwei geharnischte Männer hervor, wovon der Eine der Sonnengott, der Andere der Fürst der Hölle war. Voll Ingrimm eilten sie sich zu und hieben mit ihren zweischneidigen Schwertern

auf einander los, so daß die furchtbaren Schläge weithin erdröhnten und die Gemüther mit Angst und Schrecken erfüllten.

Nur Uzul erschrack nicht. Mit wilder Freude blickte er die Kämpfenden an. Da ward er gewahr, daß der Sonnengott wanke und daß der Fürst der Hölle jene Blößen zu seinem Vortheile ausnützte, die sich Khors im Kampfe gab. Khors wankte und schon war er nahe daran, dem Höllenfürst zu weichen, da erhob Uzul ein wildes Gelächter, voll Spott und voll Hohn und mit mächtiger Stimme rief er Khors zu: „Du willst ein Gott heißen und wankst im Kampfe vor einem elenden Gegner! Sieh, wie man mit dem Bösen ficht; sieh, wie man den Fürst der Hölle vernichtet! Nimm Dir ein Beispiel an meinen Schlägen!“ — So rief Uzul, griff zu Schild und Lanze und warf sich auf den schwarzen Gegner des Sonnengottes. Nur wenige Minuten genügten und dieser lag im Sande, vom Speere Uzuls zu Tode getroffen. — Aber statt der Freude malte sich wilder Grimm in den Zügen des Sonnengottes. Khors zog die Stirne in Falten und rief Uzul mit gewaltiger Stimme zu: „Wohl war Deine Hilfe zu rechter Zeit gekommen, aber Du darfst nicht vergessen, daß Du als Mensch in den Streit der Götter Dich nicht mengen darfst. Mein Fluch soll Dich deshalb treffen, Du Uebermüthiger! Mit allen Deinen Getreuen, die gleich Dir meine Schwäche gesehen, sollst Du in die Nacht dieses Felsens versinken und erst dann vom Zauberbann befreit werden, bis ich zwölf weiße Falken aus meiner Burg Dir senden werde, die den Felsen hier zwölfmal umkreisen sollen!“

Diese Worte Khors waren von allgewaltiger Wirkung, denn mit Einemmale öffnete sich der Felsen und der herrliche Göttertempel sank in seinen finstern Schoß hinab. Dort schläft König Uzul mit seinen zwölftausend Huzulen, die das Fest der Sonnenwende zu feiern hieher gepilgert waren. Innerhalb des Zeitraumes von zwölf Jahren erwacht er nur einmal mit seiner getreuen Schaar, und dies nur für die Dauer von zwölf Minuten. Da reckt und streckt er die Glieder und befiehlt mit donnernder Stimme, daß man nachsehe, ob Khors nicht seine zwölf weißen Falken zum Felsen gesandt habe. Der Huzulenjunge kehrt zurück und verneint die Frage. „Dann laßt uns noch zwölf Jahre schlafen!“ erwiedert Khors, schließt die Augen und verfällt von Neuem dem Zauberschlaf.

Das wiederholt sich schon mehrere hundert Jahre.

Im Thal der Moldowa.

(Romänisch.)

Im Thal der Moldowa, das von unermeßlichen Waldungen umsäumt wird, hört man häufig zur Nachtzeit wildes Lärmen durch die Lüfte brausen. Bald ist es das Getrapp und Gewieher unzähliger Pferde, bald das Schreien und Fluchen unzähliger Männer. Sie alle starren in Waffen und alterthümlichem Rüstzeug; eiserne Hauben decken ihre Häupter, Panzer und Kettelhemden ihre Leiber. Das sind die Züge aller jener Völkerschaften, die von Goten und Gepiden bis auf die Hunnen, Mongolen und Tartaren herab den alten Herweg betreten, um nach dem schönen Land der Donau und Theiß zu dringen.

Auch an anderen Orten hört man das unheimliche Gepolter, doch nicht immer! Man sagt, es ereignet sich nur dann, wenn der eine oder der andere Kriegszug seinen Jahrestag den Menschen in Erinnerung bringen will.

Die Mauer-Risse.

(Romänisch.)

An dem Klostergebäude zu Putna werden einzelne Mauer-Risse wahrgenommen, von welchen das Volk Nachfolgendes zu berichten weiß:

In den Wäldern, die Kloster Putna umgeben, hausten vor mehreren Jahrzehnten gefährliche Räuber, die unter dem Befehle des Räuberhauptmannes Dari standen. Eines Tages ward der Ueberfall des Klosters beschlossen und ausgeführt. Mit Hacken, Hämmern und Stemmeisen ward die Kirchenthüre eingebrochen und in die Kirchenräume eingedrungen. Bald befand man sich auch vor dem Schranken, der die Klosterherrlichkeiten barg. Man versuchte den Einbruch auch hier, aber in diesem Augenblick entstand ein so heftiges Erdbeben, daß Alles in der Kirche zu erklingen und zu erdröhnen begann, ja daß sogar die Mauern Risse bekamen. Als dies der Räuberhauptmann Dari sah und hörte, erschrack er vor dem göttlichen Wink dermaßen, daß er jeden weiteren Versuch des Raubes einstellte.

Wohl wäre es seit jener Zeit ein Leichtes gewesen, die Mauer-Risse zu entfernen, aber man findet es für gut, der ewigen Erinnerung wegen dieselben in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erhalten.

Die Taufe.

(Kleinrussisch.)

Es ist Nacht, Finsterniß weit und breit. Kein Mond und Stern am Himmel; es ist eine Nacht so recht für Banditen geschaffen.

Im Hause des Pächters ist Licht und der Lichtschimmer dringt aus den Fenstern mehrerer Zimmer weit in die dunkle Nacht hinaus.

Trotz der späten Nachtstunde herrscht Freude im Hause des Pächters. Der Storch ist auf Besuch gekommen und hat etwas Liebes mitgebracht. Wie doch die Mutter das Kindchen herzt und mit welch' freudigem Herzen blickt der Vater in das kleine Antlitz, das von schneeweißen Linnen umrahmt ist.

Aber horch, was geht da vor? Ists nicht, wie wenn draußen Männerstimmen laut würden, wie wenn schwere Tritte den Boden stampften, wie wenn gegen das Haus des Pächters die wilde Jagd losführe? Horch! — alle Hunde schlagen an, alle, die nur am Pachthof des Pächters Wächter sind. Horch! — der Tumult dringt näher, das Hundegebell wird zum Geheul, die Stimmen lauter und verworrener. — Horch, horch, — man pocht sogar an Thüre und Fenster!

Und doch, es ist so spät, es ist Mitternacht.

„Halloh, halloh, auf, öffnet die Thüre!“ —

So schallt es aus zwanzig Männerkehlen.

„Um des Himmels Willen, was soll das bedeuten, was soll das sein? Sind es Räuber, sind es Dobosz's Mordgesellen!“

Der Pächter spricht es mit bebendem Munde, mit bleichen Zügen. Da klirren die Fensterscheiben,

da stürzt die Thüre des Hauses mit donnerndem Gepolter zu Boden nieder.

Räuber sind es, Alexander Dobosz ist ihr Führer.

Dicht füllen sich die Räume mit eisenstarken Männern, furchtbarer Trotz malt sich in ihren Zügen, wild leuchten die Blicke aus der Nacht der langen Locken.

Schrecken und Entsetzen herrscht dort, wo soeben die reinste Freude gewaltet.

„Heraus Pächter mit Euerem Gelde, heraus mit Silber und Gold!“ beginnt Dobosz, der dem bebenden Pächter entgegentritt. „Ist Euch und Euerer Familie das Leben lieb, dann macht keine Umstände. Weit und breit wacht kein Auge mehr, und Hilfe sucht Ihr vergeblich.“

„Herr!“ stammelt verzweiflungsvoll der Pächter, „Herr!“

„An Euerem Golde“, spricht Dobosz weiter, „haftet der Staub, an Euerem Silber der Schimmel. Wollt Ihr, daß Euer Gut unsere Hände mit Blut befleckt? Wollt Ihr, daß die Nacht zum Tage werde und Haus und Hof zu himmelhohen Flammen?“ —

„Herr! — Herr!“ stammelt wiederholt der Pächter; „erbarmt Euch, Herr! Der Schrecken lähmt mir die Glieder! Das Entsetzen nimmt mir die Sprache, — Gold und Silber sollt Ihr haben — ja alles, was im sicheren Verstecke weilt, aber erbarmt Euch des Lebens meiner Lieben, die Gott durch ein Knäblein soeben vermehrt hat. Erbarmt Euch des Lebens meines Weibes — meiner Kinder!“ —

„Was sagt Ihr, Pächter?“ fragt Dobosz mit

gedehnter Stimme; „ein Knäblein ist Euch geboren? Ist das wahr, Pächter?“

„Erbarmt Euch, Herr, des jungen Lebens!“ stammelt mit zitternden Lippen der Pächter. „Wollt Ihr mir's nicht glauben, so tretet zur Wöchnerin, — tretet zum neugeborenen Kinde!“

Ein Moment tiefster Stille tritt ein. Dobosz zieht die Stirne in tiefe Falten, blickt dann seine Gesellen an, wie wenn er deren Gedanken erforschen wollte, und läßt sich zum Bett der Kranken und des Kindes leiten.

Ein prüfender Blick — und Dobosz weiß alles. Was mag dem frechen Einbrecher, dem kecken Räuber durch Kopf und Herz jetzt ziehen? Unverwandt ruht sein Auge hier auf dem holdseligen Kinde, dort auf der schreckensbleichen kranken Mutter — aber dann wendet er sich um, — es ist, als ob er eine Thräne verbergen wollte, — und er verhüllt das Gesicht.

„Ihr habt Glück, Pächter!“ spricht er dann mit feuchtem Auge. „Kein Haar soll Euch gekrümmt und kein Pfennig Euch geraubt werden. Die Geburtsnacht Eueres Kindes soll die Geburtsnacht einer edlen That sein. — Pächter, hier habt Ihr drei Goldstücke, beruhigt Euch, Euer Weib und Euere Kinder. Nehmt die Goldstücke als Pathengeschenk von mir an und laßt es Euch gefallen, daß Euer Kind in der heiligen Taufe meinen Namen erhalte.“

„Dobosz! Dobosz!“ stammelt jetzt freudig überrascht der Pächter.

„Aber Dobosz schreitet zum Bette der Kranken, deren Hand er bewegten Herzens drückt, wendet sich

hierauf zum Kinde, das er in seine Arme schließt und laut hört man ihn rufen:

„Brüder und Gesellen, Dobosz ist heute Pathe an diesem neugeborenen Kinde, Ihr seid die Zeugen. Laßt uns das Kind Alexander nennen!“

„Hurrah! Hurrah!“ erschallt es tosend durch die Gemächer, so daß die Gläser auf den Tischen, die Scheiben in den Fensterrahmen beben und klirren.

Ein Commandowort, — und die zwanzig Gesellen Dobosz's, des gefürchteten Räuberhauptmannes, verlassen den geretteten Pachthof.

Aber auf der Steppe draußen blitzen die Feuerröhre durch die sternlose Nacht und weithin erschallt ihr Donner und der Freudenruf der Räuber durch die hallenden Lüfte.

Dobosz's Ende.

(Kleinrussisch.)

Raublust und Mordgier leben in dem Herzen des Räubers, aber der wilde Sinn wird gebändigt durch das Gefühl der Liebe.

Dobosz hat wohl in manches schöne Auge geblickt und manche wonnige Lippe geküßt, aber das Weib Stefan Dzwinka's gilt ihm als die Perle der Karpathen.

Oft weilt er bei ihr im Vollgenuß ihrer Liebe. Mit süßer Schwärmerei hängt er an ihren Reizen und sinnverwirrt spricht sein Mund:

„Sieh, so weit durch die Pokuta der Fuß mich getragen und mein Name Schrecken verbreitet hat, ja so weit aus des Himmels Höhen der scharfe Blick des Adlers reicht: so weit, Geliebte, hab' ein

gleiches Bild, wie das Deine, ich nicht gesehen; nur in heißen, wüsten Träumen stand Dein Bild vor meiner Seele! O Geliebte meines Lebens, laß mich an Deinem Mund und Busen in himmlischer Seligkeit zerfließen!"

Solche Ausbrüche heißer Liebe entgegnet das Weib mit gleicher Hingebung und Zärtlichkeit. Schwüre ewiger Treue fließen von ihren Lippen, die er dann mit glühenden Küssen belohnt.

Aber wie oft und im schönsten Blumenteppich die Schlange lauert, so verbirgt sich unter den Gluthen der Liebe der beispielloseste Verrath.

Immer dichter wird das Netz, das Marenia, Dzwinka's Weib, um den jungen Schwärmer spinnt; immer widerstandsloser wird dem schwachen Weibe gegenüber Alexander Dobosz, der Schrecken vieler tausend Menschen.

„Dobosz, mein Geliebter!" beginnt endlich das Weib, indeß Angst und Besorgniß in ihren Zügen sich malt, „verlaß mich, verlaß mich bald. Der Morgen ist nicht mehr fern und Stefan eilt seinem Hause zu. Trifft mich mein Gatte in Deiner Umarmung, mein Geliebter, dann trifft mich auch seine Strafe, und ehe die Sonne diese Berge verläßt, ist meine Seele dieser Erde entrückt."

Eine Pause tritt ein, aber dann spricht die Schöne mit bewegtem Herzen:

„Doch bevor Du mich verläßt, mein Geliebter, sag' mir, wo kann mein Auge Dich erspähen, wo kann mein glühendes Herz Dich finden. Sieh, die Minute wird mir zur Stunde, die Stunde zur Ewigkeit, wenn ich, Geliebter meiner Seele, ohne Dich durch die Einsamkeit dieser Berge schreite!"

Dobosz blickt forschend die Geliebte an. Ihre Zärtlichkeit überwältigt ihn; die Thräne in ihrem Auge und ihr Kuß auf seiner Stirne sprechen so treu und wahr die Sehnsucht ihres liebenden Herzens aus.

Und dennoch, dennoch trägt er Bedenken. Wenn er das Haus Dzwinka's aufsucht, so geschieht es unerwartet und ungeahnt; soll er jetzt einen Ort und eine Zeit bestimmen, wo und wann er zu treffen sei?

„Nein! nein!" entgegnet er, indem er der Gefahren denkt, die er sich dadurch bereiten könnte. „Willst Du mich vernichten, geliebtes Weib, willst Du mich in den Händen meiner Feinde wissen? Nein, nein, nimmermehr!"

Aber die Geliebte Dobosz's kennt ihre Gewalt über den Räuberhauptmann und mit thränenfeuchten Blicken streift sie ihm die wirren Locken aus der Stirn nnd spricht im Tone leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht:

„Dobosz, mein Geliebter, o zögere nicht, Deine Liebe mir zu beweisen. Sag' mir, wo ist Deine Lagerstätte? Wo finde ich den Geliebten, wenn meine Seele nach ihm dürstet wie die Blume nach dem Abendthau? Dobosz! Bereite einen Holzstoß und ersinne alle Qualen der Hölle, um den Verrath mir zu bezahlen, wenn ich an Dir zur Verrätherin werde!"

Wie schwer wird dem liebenden Herzen die geringste Versagung! Dobosz fühlt es, aber eine schwere Ahnung schließt ihm den Mund.

„Dobosz!" flüstert das Weib.

„Gut! Ich vertraue Dir!" entgegnet nach einer Pause vertrauensvoll der Räuber. „Wisse!

Viertausend Schritte von Stefan Dzwinka's Hause ist mein Lager. Der Czeremosz jagt an ihm sein graues Gewässer vorüber, und ein junger Eichbaum kennzeichnet die Felsenhöhle. Dort, Geliebte, weile ich mit den Genossen meines Handwerkes, und dort harre ich Deiner, Dich liebend zu empfangen."

Dobosz glaubt damit alles gesagt zu haben, aber verschmitzt beginnt das schöne Weib:

„Du wärest grausam, mein Dobosz, wenn Du mir nicht vollständig vertrauen würdest. — Wenn ich Dich wirklich verrathen wollte und Du wirklich Deinen Feinden in die Hände fallen würdest, so hätten sie doch keine andere Macht über Dich, als daß sie Dir höchstens die Freiheit rauben; Dich zu tödten, vermögen sie nicht, das weiß ich und alles Volk, und jeder Richter im Land weiß es, daß seine Todesurtheile keine Gewalt über Dich haben."

„Ja, Geliebte, aber was alle Mächte auf Erden über mich nicht vermögen, das vermag die schwache Hand eines Weibes. Der Schuß eines Weibes streckt mich nieder, aber es muß eine goldene Kugel, auch von Weiberhand gegossen und in der Kirche vom Priester geweiht sein."

„O mein Geliebter!" begann nach einer Pause abermals das Weib; „sag mir doch, sind Deine Schätze an demselben Orte, wo Du mit den Kampfgenossen weilst?"

„Nein, süßes Weib, nein! Diese sind ferne in den Schluchten der Polonina. Ein Drache steht am Eingang zur Höhle und bewacht sie, nur mir und Wenigen gehorsam! Würdest Du die Schätze gewahren, so würdest Du der Leidenschaft schwer widerstehen, sie zu besitzen!"

Neue Küsse bedecken jetzt Stirn und Wange des Räubers, neue glühende Küsse den schönen Mund des Weibes. Aber im Augenblick der Umarmung löst die Geliebte mit keckem Finger von Dobosz's Federhute eine Ducatenschnur, ohne daß die Treulosigkeit vom Räuber bemerkt wird.

In diesem Momente röthet die Morgensonne das Gewölk des Himmels und mahnt Dobosz zum Aufbruch. Dobosz verläßt Dzwinka's Haus, aber mit ihm eilt auch die Geliebte. Verschieden sind die Wege der Beiden, Dobosz sucht seine Genossen auf, die Geliebte dagegen verschwindet im nahen Wald, greift dort nach dem Topor und fällt von den Bäumen dürre Aeste, die auf dem Herde bald helle, prasselnde Flammen geben. Ueber den Flammen befindet sich ein Schmelztiegel und in diesem Dobosz's Ducatenschnur.

„Bleib' im Wahn, Alexander, daß ich Dir treu bin!" spricht Stefan Dzwinka's Weib im Anblick der hellen Flammen versunken. „Schon schmilzt das Gold im Tiegel, bald ist die Kugel gegossen, und ehe Du es ahnst, ist Dein Leben dahin!"

Im Lager am Czeremosz ist alles stille; von blutigen Kämpfen müde, ruhen die Räuber aus. Schlaf und Traum entrücken ihre Gedanken der Wirklichkeit.

Dobosz allein wacht. Er lehnt an dem jungen Eichenbaum, der über dem Felsen seines Lagers sich erhebt. Unstät irrt sein Auge umher, hier über den Wellenspiegel des Czeremosz, dort über die Berge der Karpathen.

Was kann seine Gedanken beschäftigen? Sein Blick ist düster, seine Stirn umwölkt. Er harrt

der Geliebten, die ihn am Eichenbaume finden soll. Stunde reiht sich an Stunde und Dobosz wartet vergebens.

Längst ist die Sonne gesunken und Dunkelheit herrscht überall. Da greift Dobosz zur Waffe und zwei Pistolenschüsse hallen donnernd durchs Lager.

Im Nu erschallt Lärm der Erwachenden und mit unbändiger Eile klimmen die Männer zum Felsen empor, wo ihr Hauptmann weilt. Kampfbereit und der Befehle gewärtig, umstehen sie Dobosz.

„Heda, holla Ihr Gesellen!“ beginnt Dobosz; „die Hölle ist gegen uns los, wenn das Gerede wahr ist, das ich neulich in Kossow vernommen habe. In Gassen und Schenken sprach man von unseren Spuren. Verrath ist im Anzug; darum laßt uns wachsam sein und der Gefahr vorbeugen, bevor sie kommt. Zischt die Natter, so ist sie da, und unsere Waffen sollen sie rechtzeitig vernichten!“

Nach diesen Worten wählt Dobosz zwölf Männer, starke, kräftige Menschen, echte Söhne der Karpathen. Diesen heißt er ihn zu begleiten, während die andern den Befehl erhalten, ihn um Mitternacht im Hause Stefan Dzwinka's zu suchen.

„Hurrah!“ rufen die Räuber, daß es weithin schallt und verlassen mit Dobosz an der Spitze ihre Schluchten. Dobosz denkt an Dzwinka's schönes Weib, an die falsche Geliebte, die vielleicht Verrath ersonnen und seinen Untergang beschlossen hat. Ueber Stock und Stein bewegt sich der Zug auf Wegen, die selbst am Tage schwer und mühevoll zu passiren sind. Abgrund rechts, Abhang links;

geisterhaft erheben sich aus den Tiefen die Spitzen der Bäume oder nackter Felsen. Manchmal löst der schwere Tritt der Räuber bröckelndes Gestein los, das in die Abgründe rollt und das unheimliche Volk der Nacht, die Eulen, weckt, die schwirrend aus den Schluchten sich erheben und die Räuber gespenstisch umflattern.

Eisig kalter Schauer schüttelt die Männer, die sonst so tollkühn Gefahren suchen. Sich dreimal bekreuzend erhebt Iwan, ein Verwandter Dobosz's, das Wort.

„Eulen sind Unglücksboten!" spricht er; „laß Dich warnen, Hauptmann, dieser Gang bringt uns keinen Segen!"

Dobosz vernimmt die Warnung. Wuthentbrannt greift er in den reichgestickten Czeres, um mit dem Mordstahl den ängstlichen Gesellen zu bestrafen. Aber da gedenkt er der Bande des Blutes, die ihn mit Iwan vereinigen und steckt die Waffe ruhig ein.

„Feige Memme!" spricht er, indem er die Fäuste ballt; „willst Du uns mit Furcht bethören?" Geh' zu Ammen, dort findest Du Gehör für Deine Märchen. Dem Manne ziemt solcher Kleinmuth nicht!"

Iwan beißt sich fluchend in die Lippe und schweigt ahnungsvoll.

Weiter bewegt sich der Zug. Bald ist man aus dem Gebirg heraus und das liebliche Wellenland gewährt dem Blick eine freundlichere Fernsicht und dem Fuße Ruhe und Sicherheit.

Zwischen grauen Wolken tritt jetzt der Mond hervor. Da gewahrt man in geringer Entfernung Haus und Hof des Bauers Stefan Dzwinka.

Auch dieses ist bald erreicht. Dobosz tritt zur Thüre und pocht.

Aber in Dzwinka's Hause ist alles stille.

„Heda! hollah! Dobosz ist hier!“ —

Kein Laut; ringsum und in der Stube herrscht athemlose Stille.

„Auf! auf!“ ruft Dobosz. „Oder bist Du ermüdet von der weiten Wanderung zu Alexander Dobosz? Nächtigest Du heute gar mit einem Andern? Dirne, schließe auf die Thüre!“

„Von der Wanderung bin ich nicht ermüdet“, spricht drinnen jetzt das Weib, „auch nächtige ich nicht, wie Du glaubst, mit einem Anderen!“

„So öffne mir die Thüre oder sie fällt in Trümmer!“

„Oeffnen? — das sollst Du nicht erleben! Meine Thüre ist aus hartem Holz, und Schloß und Riegel daran sind gut!“

Im nächsten Augenblicke schon dröhnt die Thüre im raschen Falle und Dobosz mit dem Topor in der Rechten stürzt in Dzwinka's Wohnstube.

„Mir nach, Gesellen!“ ruft er mit gellender Stimme. „Mir nach! — Laßt uns die Verrätherin. . .“

Noch hat Dobosz nicht ausgesprochen, und schon durchtost ein Schuß den engen Raum der Stube. Die Hand des Weibes sandte die goldene Kugel in das junge Leben des Räubers.

Dobosz bricht zusammen. Entsetzen ergreift seine Gesellen, die ihn bis zum Augenblick für unüberwindlich gehalten. Der Mond gießt sein volles Licht auf ihn; bleich ist sein Antlitz, sprachlos sein Mund, regungslos sein ganzer Körper. Unheimliche Stille

herrscht im Raum, aber dann erhebt Dobosz seine Rechte und spricht mit leiser, gebrochener Stimme:

„Brüder und Genossen, — mein Ende naht. Gönnt mir die letzte Freude und tragt mich auf den Czernahora. Laßt mich von dort zum letztenmal schauen hier zum trauten Dniester, dort in's schöne Ungarland. Dann will ich in Euerer Mitte ruhig und getrost sterben!"

Die Räuber gehorchen. Fluchend kreuzen sie ihre Aexte übereinander und spannen über diese ihre blutigen Sukmane aus. So bereiten sie ihrem Hauptmanne ein weiches Lager, erheben ihn auf ihre Schultern und ziehen dem Czernahora zu.

Inzwischen entweicht die Nacht; Mond und Sterne verglimmen, purpurroth malt sich im Osten der Himmel, golden malen sich die bewaldeten Kuppeln der Karpathen. Czernahora ist erklommen, sprachlos senken die Räuber ihre geliebte Last zu Boden.

Da rafft Dobosz seine letzten Kräfte zusammen und spricht:

„Brüder und Genossen, theilt Euch in die Schätze, die wir vereint zusammengescharrt und gebt den blutigen Wandel auf. Bestrebt Euch, ehrlich zu werden und bedenkt, jeder Mensch hat seine Todesstunde, die ihn vor Gott führt."

Tiefe, innere Bewegung malt sich in seinen und in den Blicken seiner Genossen. Aber dann fährt er fort:

„Hebt mich höher, Ihr Freunde, laßt mich zum Dniester und zur Theiß zum letzten Male blicken. Grabt mir dann im Felsen das Grab und laßt mich meine ewige Ruhe hier finden. Hört Ihr's,

Freunde? Auch vergeßt nicht und sagt den andern: Dobosz ließ sie sterbend grüßen!"

Nochmals schweift Dobosz's Blick über die Landschaft, aber dann bricht das Auge des Räubers und Dobosz ist nicht mehr.

Weinend und betend umstehen ihn seine Genossen. Ein leiser Windhauch schüttelt jetzt die Bäume; es ist, als ob sein geisterhaftes Flüstern die Grabmusik des Räubers wäre.

Dann schreiten die Genossen zur Arbeit. Mit den messingenen Toporen schlagen sie in den Fels ein tiefes Grab, in das sie die geliebte Leiche senken, theilen dann vom Hute Dobosz's die Ducatenschnüre unter sich und feuern, gegen das Haus Dzwinka's gewendet, zwölfmal ihre Gewehre ab.

Einige Stunden später melden sie im Lager Dobosz's Ende und letzte Worte. Alle Genossen beherzigen dieselben, geben ihren Wandel auf und werden wieder gute Menschen.

Baba Dokia.

(Romänisch.)

Baba Dokia, die Tochter des dacischen Königs Decebalus, ging einst mit ihren Schafen in Wald und Gebirg. Während ihre Thiere sich am frischen Grase erquickten, eilte Baba Dokia auf eine Waldwiese, um Erdbeeren zu sammeln. Diese fand sie wohl nicht, dafür aber entdeckte sie Kohlen, die frisch und munter glimmten und von schönster rother Farbe waren. Diese sammelte sie in ihre Schürze, denn sie wußte, daß sich diese Kohlen bald in süße duftende Erdbeeren verwandeln würden.

Baba Dokia hatte zwölf Pelze an. Von diesen warf sie täglich den obersten ab, sobald er vom Wetter durchfeuchtet worden war. Als sie den letzten Pelz ausgezogen hatte, da heiterte sich der Himmel auf, die Wolken wichen und die Sonne warf ihre ersten warmen Strahlen auf die Erde. Alle Welt freute sich darüber und sagte: „Das ist der erste Frühlingstag!“ Auch Baba Dokia freute sich über den Glanz und die Schönheit des Tages und sie rief voll Jubel: „Schönes Wetter hat mir der liebe Gott gegeben, Erdbeeren habe ich gefunden, nur Eines fehlt mir noch: ein schöner Mann. — Ach, möchte mir doch der liebe Herrgott einen schönen Mann geben!

Kaum hatte Baba Dokia diese Worte gesprochen, da ward ihr so sonderbar zu Muthe. Der Mund schloß sich ihr, das Auge verglühte, kein Glied regte sich mehr. Sie starb auf den Füßen und wurde zu Stein.

Aus diesem Stein in Menschengestalt sprudelte ein helles, klares Wasser hervor, das noch heute zu Tage die Menschen erfreut, denn der Stein steht noch immer und zwar in der Nähe von Kimpolung.

Von der Baba-Dokia-Sage gibt es verschiedene Variationen.



Inhalt.

Von demselben Verfasser sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Album neuester Dichtungen.

Wien, Carl Gerold 1852. Typographisch kunstmäßig ausgestattet. Preis 50 kr. öst. W.

Heimatsgrüße aus Niederösterreich.

Wien, Eduard Hügel 1855. Brochirt 50 kr. öst. W.

Romänische Poeten.

In ihren originalen Formen metrisch übersetzt. Wien 1865, Pichler's Witwe. Elegant brochirt. Preis 2 fl. öst. W.

Die Bodenplastik der Bukowina.

Kronstadt 1873. Verlag von Frank und Dresnandt. Brochirt 50 kr. öst. W.

Zwei Geschichtsstudien.

Kronstadt 1875, Verlag von Frank und Dresnandt. Brochirt 50 kr. öst. W.

Poetisches Gedenkbuch.

Czernowitz, Verlag von Rudolf Eckhardt 1875. Typographisches Kunstwerk, gepreßte Decken und Goldschnitt Pr. 3 fl. ö. W.

Die Geschichte des Czernowitzer Musikvereins.

Nach dessen Acten dargestellt. Czernowitz 1883. Verlag des Vereines. Brochirt 50 kr. öst. W.

Die Völkergruppen der Bukowina.

Ethnographisch-culturhistorische Skizzen. Czernowitz, Druck und Verlag von Heinrich Czopp 1884. — 203 Seiten stark. Elegant brochirt. Preis 1 fl. öst. W.



